

hte

Zeitschrift für Ideengeschichte
Heft XIII/3 Herbst 2019

Widerstand

Herausgegeben von
Warren Breckman & Ulrich Raulff

Herausgeberinnen und Herausgeber:

Sandra Richter

(Deutsches Literaturarchiv Marbach)

Hellmut Th. Seemann

(Klassik Stiftung Weimar)

Peter Burschel

(Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel)

Barbara Stollberg-Rilinger

(Wissenschaftskolleg zu Berlin)

Hermann Parzinger

(Stiftung Preußischer Kulturbesitz)

Beirat: Kurt Flasch (Bochum), Anthony Grafton

(Princeton), Dieter Henrich (München),

Wolf Lepenies (Berlin), Glenn W. Most (Chicago/Pisa),

Krzysztof Pomian (Paris), Jan Philipp Reemtsma

(Hamburg), Quentin Skinner (London),

Barbara M. Stafford (Chicago)

Geschäftsführende Redaktion:

Stephan Schlak (v.i.S.d.P.)

Redaktion «Denkbild»: Jost Philipp Klenner

Redaktion «Konzept & Kritik»: Tim B. Müller

Mitglieder der Redaktion: Philip Ajouri, Martin Bauer, Warren

Breckman, Ulrich von Bülow, Jan Bürger, Carsten Dutt, Petra

Gehring, Luca Giuliani, Ulrike Gleixner, Jens Hacke, Christian

Heitzmann, Markus Hilgert, Martin Hollender, Alexandra

Kemmerer, Ingolf Kern, Reinhard Laube, Ethel Matala de Mazza,

Michael Matthiesen, Martin Mulow, Robert E. Norton, Wolfert

von Rahden, Stefan Rebenich, Hole Rößler, Astrit Schmidt-

Burkhardt, Daniel Schönplugh, Andreas Urs Sommer, Carlos

Spoerhase, Martial Staub, Thorsten Valk, Jörg Völlnagel

Redaktionsadresse:

Zeitschrift für Ideengeschichte

Wissenschaftskolleg zu Berlin

Wallotstraße 19

14193 Berlin

Die Zeitschrift für Ideengeschichte erscheint im Rahmen des
Forschungsverbunds Marbach Weimar Wolfenbüttel (MWW).

Der Forschungsverbund MWW wird gefördert vom Bundes-
ministerium für Bildung und Forschung.

Umschlagabbildung: Ein Demonstrant von Occupy Wall Street,
verkleidet als Corporate Zombie, in New York, 3. Oktober 2011.

© Mike Segar/picture alliance/Reuters

Die Zeitschrift für Ideengeschichte erscheint viermal jährlich und
ist auch im Abonnement erhältlich.

Bezugspreis:

Einzelheft: € 14,00 [D]; sFr 20,90; € 14,40 [A];

zzgl. Vertriebsgebühren von € 1,45 (Inland); Porto (Ausland)

als E-Book: € 9,99

Jährlich: € 48,00

inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 18,00 (Ausland)

Sonderpreis: € 39,00

inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 18,00 (Ausland)

Der Sonderpreis gilt für Mitglieder der mit den Herausgeber-Institutionen
und ihren Museen, Archiven, Bibliotheken und Instituten verbundenen
Vereine gemäß der Liste auf www.z-i-g.de, für Mitglieder des Verbands
der Historiker und Historikerinnen Deutschlands e.V. und des Verbands der
Geschichtslehrer Deutschlands e.V. sowie für Abonnenten der Marbacher
Magazine.

Abo-Service:

Telefon (089) 3 81 89-750 • Fax (089) 3 81 89-402

E-Mail: Kundenservice@beck.de

Gestaltung:

vsp-komm.de

Layout und Herstellung:

Simone Decker

Druck und Bindung:

Kösel, Krugzell

ISSN 1863-8937 • Postvertriebsnummer 74142

ISBN gedruckte Ausgabe 978-3-406-73545-5

ISBN e-book Ausgabe 978-3-406-73549-3

Alle Rechte an den Texten liegen beim Verlag C.H. Beck.

Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheber-
rechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlags.

© Verlag C.H. Beck oHG, München 2019

Verlag C.H. Beck, Wilhelmstr. 9, 80801 München

Besuchen Sie auch unsere Website
www.z-i-g.de !

Abonnenten haben kostenlosen Zugriff auf
die Beiträge aller bisher erschienenen Hefte.
Registrierte Nutzer können alle Beiträge, die
älter sind als zwei Jahre, kostenlos lesen.

ZUM THEMA	Warren Breckman, Ulrich Raulff: Zum Thema	4
WIDERSTAND	Petra Gehring: Probleme politisierter Kraftsemantik	5
	Stefan Breuer: Widerstand gegen die westliche Welt. Ernst Niekisch in der Weimarer Republik	13
	Danilo Scholz: Zwischen Vichy und Résistance. Alexandre Kojève im Krieg	23
	Florian Meinel: Widerstand gegen die Opposition. Zur Lage der frühen Bundesrepublik	36
	Daniel Berndt: Die letzte Kolonie. Das «Informal Collective» und die Westsahara	44
	Warren Breckman: Der Raum des Politischen. Occupy und die Demokratie des Protestes	51
	Michael X. Delli Carpini: Trump, die Medien und der Widerstand	65
ESSAY	Juliane Vogel: Die Schere. Karriere eines Werkzeugs	75
DENKBILD	Hole Rößler: Widerspenstige Gesichter. Mienenspiele der Verweigerung im fotografischen Zeitalter ..	87
ARCHIV	Jan Bürger: Das Attentat als Lauffeuer. Der 20. Juli 1944 in Tagebüchern. Eine Spurensuche	105
KONZEPT & KRITIK	Andreas Eckert: Afrikanischer Widerstand	111
	Andreas Dorschel: Polemik und Schadenfreude	117
	Sandra Richter: Öffentliche Urteilskräfte	123
	Die Autorinnen und Autoren	128

Im nächsten Heft: Unverhoffte Begegnung. Mit Beiträgen von György Dragomán, Hanna Engelmeier, Leonard Horowski, Christian Meier, Sibylle Lewitscharoff und vielen weiteren.

Zum Thema

Von Zeit zu Zeit erscheint im Traum des Ideenhistorikers der gute Gott der Begriffe. Vor ihm sitzt, Hammer und Meißel in der Hand, ein Bielefelder Historiker und klopft den Sinn der Begriffe in den Bims der historischen Semantik. «Schluss für heute, Reinhart», ruft der Herr, wenn er ausdiktiert hat, und der Skribent klopft sich den Staub vom Wams und schreitet zu Tal, um die Post der Begriffsgeschichte auszutragen. Hier endet der Traum, und der Erwachende wittert verlockenden Duft aus der Küche der Ideen und vernimmt das Lied des Kochs: «Herrliche Suppe! Wem fällt da die Schuppe/Nicht von den Augen? Was kann da noch taugen?/Salz oder Schmalz? Vom Brotlaib die Kuppe?/Sind sie nicht schnuppe, verglichen mit Suppe?/Verglichen mit herrlicher Suppe?» Seufzend erhebt sich der Historiker und macht sich wieder an die hammerharte Arbeit des Begriffs.

«Widerstand», schreibt Petra Gehring in diesem Heft, «ist ein strapazierter, überforderter Begriff.» Was qualifizierte ihn besser für diese Zeitschrift mit ihrem notorischen Hang zu Kippbildern und nervösen Semantiken? Widerstand ist ein Begriff, der nach Hammer und Marmor schreit, und wer versucht, ihn historisch dingfest zu machen, dem läuft er wie Suppe durch die Finger. Als wir das Heft konzipierten, glaubten wir noch an den guten Gott der Begriffe, jetzt singen wir das heitere Lied des Kochs. Welcher andere Begriff zöge einen bunteren Drachenschwanz von Haltungen und Praktiken hinter sich her? Das reicht vom klassischen *Mannesmut vor Fürstenthronen* bis zum aktuellen *Fridays for Future*. Praktisch alles taugt zum Widerstand oder kann als solcher auftreten, vom pathetischen *No pasarán!* einer Dolores Ibárruri bis zum lässig hingeflegelten *Sit-in* der 68er.

Im rechtsphilosophischen Horizont erscheint der Widerstand der Untertanen gegen schlechte Herrscher oder der Tyrannenmord als ein altes, seit den Griechen diskutiertes Problem. Erst die Moder-

ne sollte darauf verfallen, den extremen staatsbürgerlichen Notwehrakt in eine Fülle kleiner Blockaden und Resistenzen zu zerlegen; so wurde «Widerstand» zu einem starken Begriff für schwache Praktiken. «Gerade die Moderne», fährt Petra Gehring fort, «scheint die Selbstonobilitierung als widerständig besonders zu lieben. Wir meinen Kritik oder legitimen Protest und sagen Widerstand.» So polymorph wie die Bedeutungen, die resistenten Reden und Akten unterschiedlichster Art beigelegt wurden, waren auch die Verhaltensweisen der Akteure des Weltbürgerkriegs. Das zeigen die in diesem Heft beleuchteten Biografien von Ernst Niekisch und Alexandre Kojève: Im Zoo des Widerstands überwiegt die Spezies Chamäleon. Eine Tendenz, die sich, siehe Donald Trump und seine Kritiker, bis in die unmittelbare Gegenwart fortsetzt: Die Charaden des Weltbürgerkriegs haben sich ins Netz verlagert.

Dekonstruktive Ironie ist nicht der einzige Modus, in dem die *Zeitschrift für Ideengeschichte* dem Thema Widerstand begegnet. Auch wir sehen uns als *shareholder* am begehrten Kapital des widerständigen Denkens. Von Anfang an – wer erinnert sich noch an die «Alten Hüte»? – haben wir die Brandmauer der Historisierung hochgezogen gegen die aktuell gehypten Vokabeln und *turns*, die digitalen Phrasen, das Sesam-öffne-dich zu den Drittmitteltöpfen. Ideenhistorischer Widerstand gegen das hybride Vokabular der Stunde, verstanden als wache intellektuelle Zeitgenossenschaft – das war der Auftrag, den sich die ZIG selbst gegeben hat, damals vor fünfzehn Jahren. Kein Jota hat sich daran bis heute geändert. *We're still going strong.*

Warren Breckman
Ulrich Raulff

Widerstand

PETRA GEHRING

Probleme politisierter Kraftsemantik

1 Andreas Borcholte: Hymnen für den Widerstand, in: Spiegel-Online, 9.11.2018, <http://www.spiegel.de/kultur/musik/herbert-groene-meyer-neues-album-tumult-hymnen-fuer-den-widerstand-a-1237564.html> [27.3.2019].

2 Vgl. «Jetzt am Kiosk» (digitaler Werbetext zu Heft 1/2019), in: *Tumult*. Vierteljahresschrift für Konsensstörung, <https://www.tumult-magazine.net/#!> [27.3.2019].

3 Vgl. Heribert Prantl: Der Mantel der Gleichgültigkeit (Vorwort), in: *Vom Großen und kleinen Widerstand. Gedanken zur Zeit und Unzeit*, München 2018, 2019, S. 9–17, S. 17.

«Hymnen für den Widerstand» singe Herbert Grönemeyer, so unlängst ein Rezensent, denn mit seinem Album *Tumult* rufe der Rocksänger als «Gewissensbarde» der Nation gegen ««Augenwischerei» von AfD und anderen Populisten» zu Zivilcourage auf.¹ Wenig später sieht demgegenüber die AfD-nahe Vierteljahresschrift *tumult* Europa in Händen «kosmopolitische(r) Gouvernanten (Macron, Merkel, Juncker)», um dann zu orakeln: «Der Widerstand gegen sie wächst unabsehbar und unkontrollierbar.»² Dass zeitgleich das Erinnern an das 75 Jahre zurückliegende Attentat des 20. Juli 1944 und die Hinrichtung Hunderter Beteiligten am Widerstand gegen Hitler ansteht, macht die verdruckste Widerstands-Attitüde des neurechten Journals schwer erträglich. Ob es freilich hilft, nationalistischen Propagandisten gegen die «feindliche Übernahme des Gedenkens» zuzurufen: «Das ist nicht Widerstand, das ist Unverstand»,³ mag man dennoch bezweifeln. Denn leider dürfte es nicht immer so sein, dass das politisch Abseitige mit der Dummheit, der «Widerstand» hingegen mit politischer Klugheit und dem Mehrheits-Verstand konvergiert. Die Vernunftordnung selbst schiene dann zwar zuverlässig ein Widerstandsrecht wahrzunehmen, das demjenigen gleicht, welches der Artikel 20 Absatz 4 Grundgesetz («wenn andere Abhilfe nicht möglich ist») jedem Bürger zuspricht. Nur wohl aber weil sie das Grundgesetz nicht anerkennen, berufen Reichsbürger sich nicht darauf. «Widerstand» ist ein strapazierter, überforderter Begriff. Widerstreitende Bilder stehen gegen-

einander: Stabilität und Beharren gegen Aktivismus und Dissidenz. Kämpferisches Vorpreschen gegen lediglich abgenötigte Notwehr. Aufstehen für die Ordnung gegen das große Durcheinander. Verteidigung von Prinzipien gegen die Lust an Regelbruch und Anarchie.

Zwar schmeckt das Wort nach Tapferkeit, Todesmut und impliziert nichts Geringeres als den Kampf für eine gerechte Sache: Freiheitskämpfer bieten Tyrannen die Stirn, Christen widerstehen der Versuchung und treten singend Löwen entgegen, Belagerte trotzen der Eroberung, Zivilgesellschaften dem Terror, Blockierer der Räumung und Helden des Alltags der Bürokratie. Gerade die Moderne scheint die Selbstnobilisierung als widerständig sogar besonders zu lieben. Wir meinen Kritik oder legitimen Protest und sagen Widerstand. Dabei können wir das, was gemeint ist, zu einem abstrakten Formkonzept dehnen: Für Hans Blumenberg inspiriert das Leitmotiv der Widerständigkeit nicht weniger als den Wirklichkeitsbegriff, der unsere Gegenwart trägt. Denn «wirklich» ist nach Blumenberg – anders als in zurückliegenden Epochen – heute das «nicht Nichtwirkliche», das (weil es nichtkontextualisierbar bleibt) «Widerstand leistende». In dieser negativen Form erleben wir es denkend letztlich «in der logischen Form des Paradoxes».⁴

Trotzdem bleibt «Widerstand» als moralisch politische Formel mehrdeutig über die bloße «Form des Paradoxes» hinaus. Soll Moral sich über Gesetzesgehorsam stellen? Verteidigt der Widerständler oder greift er an? Wo positioniert sich der Begriff zwischen Krieg und Frieden, zwischen Minderheit und Mehrheit? Und wenn Widerstand ein «Dagegen» oder ein «Polemischer» beinhaltet: Was für Kraftlinien, was für Relationen sind gemeint?

I.

Im Anfang war Mechanik. Alles am Widerstand führt auf Theorien der Form und Formbarkeit von Materie zurück. Juridisch, militärisch wie ethisch geht es stets ums Stark-Sein und näherhin um Kräfte, Festigkeit, Härte, Haltung – die sich im Wege des Standhaltens, des Beharens, der Resistenz realisieren. Schon in antiken Physiken streben freilich die Bestimmungen auseinander. Dass Bewegung stets in einem Medium gedacht werden

4 Vgl. Hans Blumenberg: Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans (1964), in: Ästhetische und metaphorologische Schriften. Frankfurt/M. 2001, S. 47–73, S. 53.

- 5 Wolfgang Lefèvre, Helmut Pulte: Art. «Widerstand I.», in: Joachim Ritter, Karlfried Gründer, Gottfried Gabriel (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, 12. Band, Basel 2004, Sp. 703–714, vgl. hier sowie nachfolgend Sp. 404ff.
- 6 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Wissenschaft der Logik II (1807, ²1812). Werke 6 (hg. v. Eva Moldenhauer, Karl Markus Michel), Frankfurt/M. 1969, S. 420.

muss, welches seinerseits zu den retardierenden oder beschleunigenden Bedingungen dieser Bewegung gehört, liegt naturphilosophischen wie auch aristotelischen Konzepten eines Strömungswiderstandes zugrunde. Eine eigenständige, Körpern autochthon innewohnende Trägheit ist vormodern somit auch allenfalls als ein jeweils typischer Impetus denkbar, etwa als etwas von Masse Abhängiges oder als eine Bestrebung von Substanzen, an ihrem natürlichen Ort zur Ruhe zu kommen, nicht aber als eine gesonderte Kraft.⁵ Allerdings liegt auch jener Widerstand auf der Hand, der sich aus der schieren Formfestigkeit oder materialeigenen Härte eines Gegenstandes ergibt. Platon deutet Härte als der Materie eigene Tendenz zur Beibehaltung einer Form, für Epikur ist «Antitypie» eine atomar begründete Eigenschaft, Sextus verwirft ihre Existenz ganz. Die Frage, ob gerade in der Formfestigkeit, die dafür sorgt, dass Körper eher zerstört werden, als einander zu durchdringen, eine Art von passiver – wenn auch reaktiver – Kraft wirkt oder aber gerade keine Kraft am Werk ist, beschäftigen den Neuplatonismus, mittelalterliche Naturtheorien, Gassendi, Newton, Leibniz, Galilei und auch Kant.

Hegel bestimmt den Widerstand hingegen als Differenzierungsvorgang, nämlich als eine Negativität, die in der Lage sei, eine allgemeine, potentiell überwältigende Mitteilung zu «spezifizieren». «Der Widerstand ist das nähere Moment der Überwältigung des einen Objekts durch das andere, indem er das beginnende Moment der Verteilung des mitgeteilten Allgemeinen und des Setzens der sich auf die beziehenden Negativität, der herzustellenden Einzelheit ist»: Diese allgemeine, vom physikalischen Kräftepositivismus abrückende Definition formuliert Hegel in der *Logik* und lädt sie bereits wenige Sätze später – politisch überaus anschlussfähig – mit großen Fragen auf, denjenigen nach «Macht» (und Gewalt) sowie «Untergang» (und Schicksal).⁶

Auf naturalistische Außenwelt-Konzepte und also auch auf den marxistischen Materialismus hat Hegels komplexes Ganzheitlichkeitsdenken wenig Einfluss gehabt. Die Frage nach einer generalisierbaren Grundlagentheorie des Widerstands wird historisch aber in dem Maße unwichtig, in welchem die auch ab

1800 sich neu formierenden modernen Naturwissenschaften mittels Konzeptbegriffen wie «Leben» oder «Prozess» eine Kosmologie der Kräfte hinter sich lassen. Dessen ungeachtet bleibt im technischen Bereich nicht nur der seit 1881 in Ohm gemessene elektrische Widerstand als operative Größe wichtig; die Strömungslehre etwa arbeitet daran, die durch Bauteile erzeugten Wirbeleffekte, sogenannte «induzierte Widerstände» zu ermitteln und rechnerisch möglichst präzise zu erfassen⁷ – eine Zugangsweise, der sich abstrakte Konfliktlagen oder politische Größen entziehen.

II.

Widerstand als eine Form zu betrachten, in welcher sich das Innere, das Bewusstsein, die Psyche am Wahrnehmungsvorgang beteiligt, leitet sich vormodern aus den geschilderten Kosmologien recht direkt ab: Äußere und körpereigene Kräfte treffen, wo die Sinne aktiv sind, unmittelbar zusammen. Das Problem des Willens – Impuls oder subjektive Kraft – lässt sich hier ebenso anschließen wie mechanizistische Vorstellungen der Psyche und einer Moral, die irgendwie auf Antriebe aufsetzt; Kant hat hier mit der Begriffsmetapher der «Triebfeder» gearbeitet. Auch die Vorstellungen eines Festwerdens oder einer «Festigkeit» der persönlichen Haltung oder eines Charakters erscheint in erster Annäherung physikalisch inspiriert. Das ändert sich, wo Nietzsche Macht als Überwindung wie auch wechselseitige Steigerung wiederum von Macht ausmacht – wie auch dort, wo Freud und die sich später auf ihn berufende Psychoanalyse den Widerstand, den die Neurose in der analytischen Kur freisetzt, als produktives, geradezu schöpferisches, und daher der Heilung zuarbeitendes Phänomen auffasst.

Das moderne alltägliche wie auch politische Leben kann so freilich neben das klassische, militärische oder moralische Heldentum neue, psychologisierende Heroismen stellen. «Wo die Angst ist, geht's lang.» Derlei Maximen, denen zufolge man nur vorankommt, wenn man durch Widerstände behindert wird und diese (bis hin zur physischen Versehrung) geradezu sucht, kombinieren eine als Vermehrung von individuellen Möglichkeiten gedachte Freiheitsidee mit asketischen Motiven und Ichpsycho-

- 7 Vgl. Heinz Schade, Ewald Kunz: Strömungslehre. Berlin, New York, ³2007 (neu bearbeitet von Frank Kameier und Christian Oliver Paschereit), S. 278.
- 8 Vgl. Peter Sloterdijk: Du musst dein Leben ändern. Über Anthropotechnik, Frankfurt/M. 2009, S. 69, S. 93.



Abb. 1
«Sit-In» oder die «Erweiterung» des Widerstands: Gert Bastian (links) und Joseph Beuys demonstrieren gegen den NATO-Doppelbeschluss.

logie. Sloterdijk hat von «Trotzanthropologie» und «Lebenskriegerum» gesprochen.⁸ Man muss den Widerständen geradezu hinterherrennen, um bei sich zu sein. Auf diese Weise werden Widerstandsgründe einerseits trivialisiert und andererseits ubiquitär. Von der Haltlosigkeit jeder Frage nach einem rationalen Modus ihrer Priorisierung ganz zu schweigen. Der Weg vom Begriff zur Phrase ist beim psychotechnisch verinnerlichten Widerstand besonders kurz.

III.

Wie verhält sich die politische Rede vom Widerstand nun zu Physik und Psychologie? Wir kennen Urszenen, die gleichsam eine Gewalt von unten legitimieren: Odysseus gegen Polyphem, David gegen Goliath, die Ermordung Cäsars – Abwehr, Notwehr, Tyrannenmord, gerechtfertigter Angriff.

Das umstrittene Institut eines verbrieften Widerstandsrechts (ius resistentiae oder resistendi) ist demgegenüber vergleichsweise jung. Als Gegenteil einer Selbstermächtigungs-Lizenz statu-

iert es einen komplexen Ausnahmetatbestand: Erstens setzt ein solches Widerstandsrecht eine legitime Ordnung explizit voraus, denn im Zweifel geht es gerade um die Aufrechterhaltung einer rechtsstaatlichen Ordnung. Zweitens darf (allein) gegen einen vorgefundenen, ehemals legitimen Herrscher vorgegangen werden, was wiederum drittens eine – und zwar von diesem Regenten ausgehende – Verletzung des rechtlichen Bandes zwischen Beherrschten (Bürger, Volk) und Herrscher zur Voraussetzung hat. Wer ein Widerstandsrecht in Anspruch nimmt, ist also zwar initiativ, aktiv und auch Aggressor, gleichwohl aber staatlich, durch eine die Verfassung gebende und tragende Mehrheit wie auch verfassungsrechtlich, autorisiert. Ein Realist wie Kant hielt ein so konzipiertes Widerstandsrecht nicht für praktikabel. Zudem: Quis iudicabit? Dass vom Widerstandsrecht ausgehend man zumindest in der Frage, wer über das Vorliegen einer Verfassungskrise denn nun wirklich zu befinden hat, rasch bei der Behauptung landet, in der Not verteidige ein Geheimdienst, das Militär oder schütze sogar «der Führer» das Recht, ist eine unangenehme Wahrheit.⁹

Politisch sympathisch wirken Widerstandsformen, die nicht Gewalt, sondern – «anti-autoritär» – lediglich Ungehorsam, Dissidenz oder Verweigerung propagieren. Streik, Desertion und Flucht werden hier zu Urbildern eines Widerstands der Schwachen, der bewusst auch in seiner Vollzugsform schwach, nämlich gleichsam gänzlich passiv bleibt.¹⁰ Effektiv kann dergleichen sein, wenn es massenhaft geschieht, also etwas lahmlegt, oder aber massenmedial verbreitet wird und ähnlich einem Argument auf die Veränderung von Debatten oder öffentlichen Stimmungslagen zielt. «Ziviler Ungehorsam», zunächst Steuerboykotte aus Protest gegen die Sklaverei,¹¹ später überhaupt gewaltfreier Bürgerprotest, sucht sich friedliche Widerstandsformen – solche allerdings, die zugleich phantasievoll-provokativ sind sowie theatralisch sprechend: Mahnwachen, Lichterketten, umhäckelter Stacheldraht, aus Menschenkörpern gebaute Blockaden, selbstgefertigte Widerstandsdörfer, Clown-Demonstranten, «Sit-ins», «Kiss-ins» oder (gegen Atomwaffen) «Die-ins».¹² (Abb. 1) Der lebende Körper als wehr- und kraftlose, gleichwohl jedoch persistente Materie – womöglich blitzen hier, unter verändertem Vor-

9 Wer dem vorbeugen will, hält an einer Art bottom up-Richtung des Widerstandsaktes fest und versucht, die Reichweite des Begriffs auf den Fall der «Auflehnung gegen asymmetrische Herrschaftsbeziehungen» zu begrenzen. Widerstandsgewissheit beruht dann – allerdings auch wieder deutungs offen – darauf, dass die Gegner «die da oben» sind. Vgl. Peter Hüttenberger: Vorüberlegungen zum «Widerstandsbegriff», in: Jürgen Kocka (Hg.): Theorien in der Praxis des Historikers. Forschungsbeispiele und ihre Diskussion, Göttingen 1977, S. 117–139, hier S. 126.

10 Vgl. Odo Marquard: Art. «Verweigerung, Dissidenz», in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 11, Sp. 1002f. Wenn die Verfasserin sich richtig erinnert, brachte HWPhil-Mitherausgeber Marquard seinerzeit die «Verweigerung» just deshalb auf die Lemmaliste, um eine eigenhändige Absage insbesondere an Marcuses Gedanken einer «Großen Weigerung» platzieren zu können.

11 Vgl. Thomas Laker: Art. «Ungehorsam, Ziviler», in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 11, Sp. 162–163.

12 Zur ausgefeilten Performanz dieser Aktionsformen vgl. Susanne Schregel: Der Atomkrieg vor der Wohnungstür. Eine Politikgeschichte der der neuen Friedensbewegung in der Bundesrepublik 1970–1985, Frankfurt/M., New York 2011.

- 13 Ausführlicher hierzu: Petra Gehring: Art. «Unterdrückung, Repression», in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 11, Sp. 294–304.

zeichen, vormoderne physikalische Ingredienzen des Begriffes nochmals auf.

IV.

Heroisches und diffus Martialisches haftet auch listenreichen Aktionsformen an. Gemeinsam bleibt allen Widerstandsvorstellungen das zugrunde liegende Schema von Druck und Gegendruck, von der Herrschafts- oder Machtausübung als «Unterdrückung», als Oppression oder Suppression,¹³ die in kausaler Weise Gegendruck und eben auch eine gewisse Legitimität des Irregulären erzeugt. Das kann dann unterschiedlich ausfallen: Beharren oder aber Gegenangriff, Opposition, Protest. Noch die Alternative zwischen aktivem oder passivem, «friedlichem» Widerstand klingt nach einer Mischbilanz aus fehlender Muskelkraft, in der Wahl der Mittel aber eben überlegenem und dadurch waffenartigem Kalkül.

Wo man Machtverhältnisse nicht dergestalt mechanisch, antagonistisch sowie gleichsam «gedeckelt» modelliert, muss das Widerstandspathos grobschlüchtig erscheinen. Vielleicht darf man gar sagen: es wirkt tröstlich, aber dumm. Und hilft politisch kaum. Denn auch minoritäre Politik wird, sobald es wirklich um Macht geht, nicht durch Kraftmeierei die Verhältnisse ändern. Gegendruck, der sich als Gegengewalt imaginiert, ist gerade nicht Gegen-Macht.

Denn lang schon gibt es ja machttheoretisch Alternativen. Man kann Machtlagen als Sache einer Ökonomie von Möglichkeiten und Verwirklichungsoptionen betrachten – und auch auf dieser Basis handeln. Mit Nietzsche, Luhmann, Foucault und anderen haben gerade politisch sensibilisierte Theorien ein modales Machtdenken gefordert, wie auch ein zeitgemäßes Denken des Sozialen die Gesellschaft weder in hierarchischen Pyramidenmodellen noch mittels Druckkraft-Semantik fasst. Ebenso ist Freiheit nicht einfach die Abwesenheit von Einschränkungen oder Repression, sondern hat etwas mit Verwirklichungsprozessen – und vielleicht mit dem Begehren nach Arbeit, Schöpfung, sinnvoller Kurzweil und mitgestalteten Verbindlichkeiten zu tun. Abseits simplifizierender Schrankenkonzeptionen der Macht lautet daher Foucaults Definition, Macht sei eine «Vielfäl-

tigkeit von Kräfteverhältnissen, die ein Gebiet bevölkern und organisieren; das Spiel, das in unaufhörlichen Kämpfen und Auseinandersetzungen diese Kräfteverhältnisse verwandelt, verstärkt, verkehrt; die Stützen, die diese Kräfteverhältnisse aneinander finden, indem sie sich zu Systemen verketteten – oder die Verschiebungen und Widersprüche, die sie gegeneinander isolieren; und schließlich die Strategien, in denen sie zur Wirkung gelangen und deren große Linien und institutionelle Kristallisierungen sich in den Staatsapparaten, in der Gesetzgebung und in den gesellschaftlichen Hegemonien verkörpern».¹⁴ Widerstand hat damit nicht den einen Opponenten mehr, trifft womöglich stets auf sich selbst, oder deutlicher noch: löst sich in ein unübersichtliches Ringen um Wirklichkeiten auf.

Entsprechende Machtanalysen liegen vor – auf unerwartete, emergente und hochgradig zeittypische Effekte eingestellt, genau in der Beschreibung und von hoher, wenn auch temporärer und lokaler Präzision. Leider fehlt ein dazu passender politischer Stil. Dass Politik von Berufspolitikern und darauf eingestellte Diskurse gern nach mechanistischen Schemata greifen, nimmt nicht wunder. Einfache Botschaften haben einen Unterhaltungswert und werden auch, weil sie Orientierung geben, honoriert. Allerdings hat der «Widerstand» unvermindert nun doch gerade unter kritischen Intellektuellen, Demonstranten, Aktivisten einen guten Klang. Fast scheint es, als gebe es so etwas wie eine machttheoretische Nostalgie: Auch der Foucault-Leser, die Butlerienne oder die Luhmannista ziehen die alte Lederjacke der Widerstandssemantik immer mal über.

Denn wer träumt nicht gern von Zeiten, als die Barrikaden für Trenngrenzen und eine dahinter gut abgeschirmte, kurzlebige, intensive (aber von schrägen Effekten gefolgte) Unordnung sorgten? «Tumult» als Losungswort und Versprechen mag hierfür ein Beispiel sein. Gibt es einen Mitte-Rechts-Links Widerstandskonsens? Jedenfalls funktioniert das Wort staatstragend, edelfrech wie auch querulantisch. Eine Aura hat es. Aber wo steuert es hin?

14 Michel Foucault: *Sexualität und Wahrheit: Der Wille zum Wissen* (1976), Frankfurt/ M. 1977, S. 113f.

Widerstand gegen die westliche Welt

Ernst Niekisch in der Weimarer Republik

- 1 Einige Überlegungen dazu bei Axel Schildt: Spätes Verbot. Zum Ende der Zeitschrift «Widerstand» im Dezember 1934, in: Pierre Béhar u.a. (Hrsg.): *Médiation et conviction. Mélanges offerts à Michel Grunewald*, Paris 2007, S. 667–682. Allgemein zu dieser Zeitschrift: Uwe Sauermann: *Die Zeitschrift «Widerstand» und ihr Kreis. Die publizistische Entwicklung eines Organs des extremen Nationalismus und sein Wirkungsbereich in der politischen Kultur Deutschlands 1926–1934*, Phil. Diss. Augsburg 1984.
- 2 Vgl. Birgit Rättsch-Langejürgen: *Das Prinzip Widerstand. Leben und Wirken von Ernst Niekisch*, Bonn 1997.

Wenn es ein Wort gibt, das für die kurze Epoche der Weimarer Republik kennzeichnend ist, so ist es – Widerstand. Der Widerstand gegen die Friedensbedingungen von Versailles, von den einen verstanden im passiven, von nicht wenigen anderen durchaus im aktiven Sinne, verband 1919 die Extremisten von rechts und links mit Teilen der bürgerlichen Mitte. Die Pläne von Dawes (1924) und Young (1930), obwohl zur Milderung dieser Bedingungen gedacht, mobilisierten erneut eine breite Front der Ablehnung und bestätigten die 1918 von Thomas Mann aufgegriffene Dostojewskij-Formel vom «ewig protestierenden Deutschland». So überrascht es denn auch nicht, einer Zeitschrift zu begegnen, die sich schon mit ihrem Titel in diese Linie einschrieb und bald einen Monopolanspruch auf ihre Vertretung erhob: *Widerstand. Blätter für sozialistische und nationalrevolutionäre Politik*. Das erste Heft erschien im Juli 1926, mitten in der besten Zeit der Weimarer Republik; das letzte (inzwischen mit dem reduzierten Untertitel *Zeitschrift für nationalrevolutionäre Politik*) zwei Jahre nach ihrem Untergang – angesichts der Tatsache, dass ihr Herausgeber Ernst Niekisch 1932 ein Buch mit dem Titel *Hitler – ein deutsches Verhängnis* vorgelegt hatte, ein bislang nicht befriedigend erklärtes Phänomen.¹

Niekisch, der zugleich der wichtigste Autor dieses Blattes war, ist in vieler Hinsicht eine aufschlussreiche Figur, durchlief er doch sukzessive die in der Weimarer Republik nebeneinander existierenden Facetten des deutschen Widerstands.² Der in Nördlingen und Augsburg tätige Volksschullehrer, Jahrgang 1889, schloss sich 1917, tief beeindruckt vom Ereignis der russischen Revolution, der Sozialdemokratie an und wurde im Januar 1919, trotz erheblicher Reserven gegenüber der Räte- und Soldatendemokratie, zum Vorsitzenden der Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte in München gewählt. Sein alsbaldiger Rücktritt bei der Errichtung der Räterepublik im April 1919 bewahrte ihn nicht davor, nach deren Zerschlagung wegen Beihilfe zum Hochverrat zu zwei Jahren Festungshaft verurteilt zu werden. Noch 1919 trat er zur USPD über, erhielt 1922 nach deren Wiedervereinigung mit der SPD die Position des stellvertretenden Fraktionsführers im bayerischen

Landtag und wechselte noch im gleichen Jahr in das Jugendsekretariat des Deutschen Textilarbeiterverbandes in Berlin. Der Versuch, im Rahmen des Hofgeismarkreises die SPD oder wenigstens die Jungsozialisten auf eine stärker nationalistisch ausgerichtete Politik festzulegen, scheiterte und führte zum Parteiaustritt im Juli 1926. Zur gleichen Zeit schloss er sich der Alten Sozialdemokratischen Partei Sachsens (ASP) an, einer Abspaltung, die im Unterschied zur Parteimehrheit auf einer Koalition mit bürgerlichen Parteien bestand. Als Chefredakteur ihrer Tageszeitung *Der Volksstaat* trat Niekisch für eine positive Haltung zum Staat ein und betrieb eine entschiedene Wendung nach rechts, ohne damit bei den Wählern auf Resonanz zu stoßen. Nach einer Reihe von Wahlniederlagen trat er deshalb im November 1928 aus der ASP aus. Schon im Jahr zuvor hatte er freilich durchblicken lassen, dass er eigentlich nur mehr mit halbem Herzen bei der Sache war. Sein politischer Pessimismus, bekannte er im *Volksstaat* im September 1927, sei so grenzenlos wie Deutschlands Ohnmacht hoffnungslos. Kein Staat der Erde habe ein Interesse am Dasein einer starken europäischen Mitte, jeder Schritt, der zu einer Kräftigung Deutschlands führe, werde einer Einheitsfront sämtlicher Mächte begegnen. Dies sei der Grund, weshalb er, Niekisch, «nicht von *‘Befreiung’* zu reden wage, sondern nur *‘Widerstand’* fordere» und diesen vorerst auch nur als geistigen, nicht äußerlich physischen Widerstand fasse.

Die Gründe für diesen Pessimismus waren freilich nicht nur außenpolitischer Natur. Deutschlands Ohnmacht erschien Niekisch auch durch seine politische und soziale Verfassung bedingt, durch die Hegemonie der «demokratisch-katholisch-partikularistischen» Kräfte und der mit ihnen verbündeten Sozialdemokratie. «Die demokratisch-parlamentarische Republik, die vom Zentrum, von Sozialdemokraten und Liberalen regiert wird, ist die Verkörperung alles dessen, was dem deutschen Staatsgeist, dem deutschen Staatswillen gerade entgegengesetzt ist.»³ Diese Lagebeschreibung war maßgeblich von Dostojewskij inspiriert, der in seinen seit 1917 auch auf Deutsch vorliegenden *Politischen Schriften* Europa im Widerstreit zwischen den Prinzipien westlich-romanisch-katholischer und germanisch-protestantischer Provenienz gesehen und, ein früher Huntington, den unab-

3 Ernst Niekisch: Zum 9. November, in: *Widerstand. Blätter für sozialistische und nationalrevolutionäre Politik* 3 (1928), H. 11, S. 258–261, S. 259 (o. Herv. i. O.).

- 4 Vgl. F. M. Dostojewski: Politische Schriften, hrsg. von Moeller van den Bruck, München 1917, S. 37ff.
- 5 Ebd., S. 482.
- 6 Ebd., S. 477, S. 58, S. 85.
- 7 Vgl. Ernst Niekisch: Die dritte imperiale Figur, Dortmund 1935, S. 7 ff.; Dostojewski: Politische Schriften, S. 334ff.
- 8 Ernst Niekisch: Die Entscheidung, Berlin 1930, S. 53.
- 9 Ebd., S. 54, S. 128, S. 111, S. 62.

wendbaren *clash of civilizations* prophezeit hatte.⁴ Und wenn Dostojewskij als den «schrecklichsten Feind Deutschlands» neben dem Katholizismus das von diesem «erzeugte Ungeheuer» identifizierte – den Sozialismus –, so folgte ihm Niekisch auch darin.⁵ Zwar sah er den Sozialismus nicht durch die Aufgabe gekennzeichnet, das Schicksal der Menschheit «außerhalb von Gott und Christus zu bestimmen», doch stand er auch für ihn in einer Traditionslinie, die von der römischen Weltherrschaftsidee über die Ideen von 1789 bis zur modernen Arbeiterbewegung führte und wesentlich darin bestand, die «Wurzel der Nationalität» zu untergraben.⁶ Dem «Ewigen Römer» stellte er 1935 den «Ewigen Juden» als Parallelerscheinung im Streben nach Weltherrschaft an die Seite, ebenfalls eine Erbschaft von Dostojewskij, der in seinem Judenhass nicht leicht zu überbieten war.⁷

War Niekisch um 1925 noch zuversichtlich, der deutschen Arbeiterschaft den Weg zur Nation und zum Staat ebnen zu können, so nahm er wenige Jahre später davon Abstand. Der Industriearbeiter erschien ihm nun als hoffnungsloser Fall, als «der Mensch, der am losgelöstesten vom nationalen Organismus ist».⁸ Ein Sinn für die Notwendigkeiten staatlicher Selbstbehauptung, von der doch seine Existenz abhing, gehe ihm grundsätzlich ab, er sei der «vorbehaltlos unpolitische Mensch» und darin nur die schlechte Kopie des (deutschen) Bürgers. Seine Ideologie, der Sozialismus, stehe mitnichten im Widerspruch zum bürgerlichen Denken, sondern setze dieses fort, wenn auch eher im Sinne der Degeneration und des Verfalls. «Der Sozialismus ist der Erdrutsch des Liberalismus; er ist die Form, in der die liberalen Grundsätze anfangen, in die unteren Bevölkerungsschichten hinunterzusteigen und sich innerhalb «des Pöbels» gemein zu machen. Sozialismus ist popularisierter Liberalismus». Eine Bereitschaft zum Risiko, zum Opfer, gar zu einer «Widerstandspolitik, die ein Volk zu sich selbst und zu seiner weltumstürzenden geschichtlichen Sendung zurückführt», sei von dieser durch und durch verweichten, unmännlichen, allein auf materielle Interessen ausgerichteten Klasse nicht zu erwarten, höchstens das Gegenteil: die hemmungslose Ausplünderung des Staates in Form der Sozialpolitik.⁹ Seine Gegenstellung gegen Hitler hielt Niekisch denn auch nicht ab, die von den Nationalsozialisten im Mai 1933 betriebene

«Ausrottung der Sozialdemokratie» als «Säuberung des deutschen Bodens von französischen Kundschaftern, Vorhuten, Hilfstruppen» zu begrüßen und auch die Zerschlagung der Gewerkschaften als überfällige Befreiung von «Schmarotzern der Staatsmacht» zu feiern.¹⁰

Wer aber kam dann noch als aktiver Träger jener Widerstandspolitik in Frage, von deren Notwendigkeit Niekisch nach wie vor überzeugt war? Eine Zeitlang wohl: nur Niekisch selbst und allenfalls die Mitarbeiter am *Widerstand*. 1929 aber wurde zum Jahr, in dem er neue Hoffnung schöpfte. Seit dem Herbst 1928 stand er in Verbindung mit dem Bund Oberland, einer aus dem gleichnamigen, 1921 aufgelösten Freikorps hervorgegangenen Organisation, die zu dieser Zeit zwischen pronationalsozialistischen und nationalkommunistischen Orientierungen schwankte und Niekisch ein willkommenes Forum für seine Ideen bot. Ostern 1929 traf man sich auf Burg Hoheneck in Mittelfranken und verabschiedete eine EntschlieÙung, die ganz auf der Linie des *Widerstands* lag. Die Folge war eine Zuspitzung der Streitigkeiten innerhalb des Bundes, die ein Jahr später zur Spaltung zwischen den südbayerischen und österreichischen Gruppen und dem Rest führten. Im Januar 1931 bildeten sich aus reichsdeutschen Gruppen sogenannte Oberlandkameradschaften, die sich zu Niekisch bekannten und seit Oktober 1932 als «Widerstandskameradschaften» firmierten.¹¹ Auch wenn es sich dabei um wenig mehr als einige hundert Aktivisten gehandelt haben dürfte, war damit doch ein organisatorischer Kern gegeben, der Niekisch in der Vorstellung bestärkte, Führer einer «Freiheitsbewegung», einer «Widerstandsbewegung» zu sein, in deren Namen er in die Tagespolitik intervenieren konnte:¹² so etwa in der Kampagne gegen den Young-Plan im Sommer und Herbst 1929 oder in der hieran anknüpfenden «Aktion der Jugend» im Februar 1930, bei der es Niekisch gelang, rund 30 Jugendbünde hinter seinem Aufruf «Achtung! Hier Deutschland» zu vereinen.¹³ Erfolgreiche Auftritte an Universitäten führten ihm darüber hinaus ein studentisches Publikum zu, das dem *Widerstand* eine beachtliche Auflagensteigerung auf bis zu 4500 Exemplaren (1931) bescherte und Niekisch ermutigte, ab Oktober 1932 auch noch eine «Wochenzeitung für nationalrevolutionäre Politik» unter dem Titel *Ent-*

10 Ernst Niekisch: Schicksalsverfehlung, in: *Widerstand* 8 (1933), H. 4, S. 101–115, S. 106; Ende der Gewerkschaften, in: ebd. H. 6, S. 185–187, S. 185, S. 187.

11 Vgl. Hans Jürgen Kuron: Freikorps und Bund Oberland, Phil. Diss. Erlangen 1960, S. 207ff.

12 Vgl. Ernst Niekisch: Die Politik des deutschen Widerstandes, in: *Widerstand* 5 (1930), H. 4, S. 97–99; ders.: Widerstandstagung auf Burg Ludwigstein, ebd., H. 11, S. 342–344.

13 Vgl. Die Kommenden. Überbündische Wochenschrift der deutschen Jugend 5, 1930, H. 9 vom 28.2.

- 14 Vgl. Louis Dupeux: Nationalbolschewismus in Deutschland 1919–1933, München 1985, S. 342f.
- 15 Dostojewski: Politische Schriften, S. 296.
- 16 Ernst Niekisch: Ludendorff, in: Widerstand 6 (1931), H. 1, S. 17–22, S. 20; *Spektator* [= Niekisch]: Stalin, ebd., H. 9, S. 276–280.

scheidung herauszubringen. In mehreren Universitätsstädten bildeten sich ab Januar sogenannte «Widerstandsblöcke» der nationalistischen Studentenschaft.¹⁴

Noch stärker aber sah sich Niekisch durch den sich rasch radikalierenden Bauernprotest befeuert, der auf die 1927 einsetzende Weltagrarkrise reagierte. Von seiner Dostojewskij-Lektüre her auf den Gedanken eingestimmt, «daß in einem Staate nicht die Eisenbahnaktionäre, nicht die Industriellen, nicht die Banken und nicht die Juden das Land beherrschen, sondern allen voran und ganz allein die Landwirte»,¹⁵ nahm Niekisch die Massendemonstrationen der Bauern von Schleswig-Holstein wie eine Erlösung auf, die ihn endlich aus seiner Isolation befreite. Schon im ersten Heft des Jahrgangs 1929 stellte er sich an die Seite der Landvolkbewegung, die sich zur gleichen Zeit anschickte, auch auf programmatischer Ebene Flagge zu zeigen, etwa in der von Bruno von Salomon geleiteten Tageszeitung *Das Landvolk* oder der *Schleswig-Holsteinischen Tageszeitung*, für die ein ehemaliger Oberländer, Bodo Uhse, verantwortlich zeichnete. Als im Mai und Juni 1929 an verschiedenen Orten Schleswig-Holsteins Bomben explodierten, mit denen die Landvolkbewegung auf die verzweifelte Lage der Bauern aufmerksam machte, öffnete Niekisch den *Widerstand* für Beiträge, die diesen Kampf unterstützten und dabei mit Kritik an der Zurückhaltung der nationalen Rechten nicht sparten. Dazu gehörten die Brüder Ernst und Friedrich Georg Jünger, der wegen seiner Beteiligung am Attentat auf Rathenau mitverurteilte Ernst von Salomon, später auch Benedikt Obermayr und der Führer des Küstriner Putschversuchs von 1923, Major Bruno Ernst Buchrucker. Der Herausgeber selbst schaltete sich seit Januar 1929 immer wieder mit Beiträgen ein, die alle anderen in ihrer Überhöhung der Landvolkaktionen zum eigentlichen Träger des deutschen Widerstands gegen die Welt übertrafen und bei der Suche nach Bundesgenossen nicht wählerisch waren: von Ludendorff, der als «Fleischwerdung germanischer Urkraft» gepriesen wurde, bis zu Stalin, in dem Niekisch «mehr vom Geiste Friedrichs des Großen als in irgendeiner *deutschen* Erscheinung» zu entdecken glaubte.¹⁶

Niekisch übersah nicht, dass die Landwirtschaft auch in Deutschland auf einem gefährlichen Weg war. Er wandte sich ge-

gen den in Ostelbien dominierenden Großgrundbesitz, der sich unter «die ausschließliche Herrschaft des Rentabilitätsgesichtspunktes» begeben habe und «dem Vordringen fremden Volkstums», «dem Verlust heimischer Erde an raubgierige Nachbarn» Vorschub leiste; und er geißelte nicht weniger die «Tendenzen der Verfarmerung, Entwurzelung und seelischen Verstädterung», die auf eine «Umwandlung des bäuerlichen Eigentums in bürgerliches Eigentum» hinausliefen. Einsichten wie diese, systematisch reflektiert, hätten ihn über die hohe Volatilität der bäuerlichen Stimmen belehren können, die sich in Schleswig-Holstein binnen weniger Jahre vom Liberalismus über die bürgerliche Rechte zum Nationalsozialismus verlagerten.¹⁷ Ein essentialistisch denkender Kopf wie Niekisch aber ließ sich davon nicht beirren, galt ihm doch die bäuerliche Arbeit als «Urgrund des nationalen Lebens» und das bäuerliche Eigentum vom bürgerlichen darin unterschieden, dass es «raumgebunden» und der Scholle verpflichtet war. Der Bauer sei «ein organisches Glied des Mutterbodens», sein Eigentum «der dunkle Mutterschoß, der Nationalgefühl und Staatsgeist gebiert.»¹⁸ War auch das bäuerliche Wesen noch nicht das Heldische, so doch «der Boden, auf dem das Heldische gedeiht». Von ihm allein könne daher die Rettung kommen, da der städtisch-bürgerliche Mensch den Aufgaben deutscher Politik nicht gewachsen sei und an ihnen zerbreche.¹⁹

Die Größe des Abstands, die den einstigen Vorsitzenden des Münchner Arbeiter- und Soldatenrates inzwischen von seinen Anfängen trennte, tritt nirgends so deutlich hervor wie in dem kleinen Text «Deutsche Umkehr», den Niekisch 1930 ohne Namensnennung im Septemberheft des *Widerstands* veröffentlichte.²⁰ Hatte das *Kommunistische Manifest* noch die Bourgeoisie gefeiert, weil sie das Land der Herrschaft der Stadt unterworfen, die Zahl der städtischen Bevölkerung gegenüber der ländlichen stark vermehrt «und so einen bedeutenden Teil der Bevölkerung dem Idiotismus des Landlebens entrissen» habe,²¹ so sah Niekisch die deutsche Rettung nur noch in einem: in der radikalen Umkehr, der «unerbittliche[n] Absage an den Westen, seinen Liberalismus, seine städtische Zivilisation». Und wenn Marx später nicht zögerte, die britische Zerstörung der traditionellen Ordnung Indiens als notwendigen geschichtlichen Entwicklungs-

17 Vgl. Rudolf Heberle: Landbevölkerung und Nationalsozialismus. Eine soziologische Untersuchung der politischen Willensbildung in Schleswig-Holstein 1918 bis 1932, Stuttgart 1963.

18 Ernst Niekisch: Privateigentum und Staatsgesinnung, in: *Widerstand* 4 (1929), H. 1, S. 1–8, S. 5ff.

19 Ernst Niekisch: Bauer und Bürger, in: *Widerstand* 5 (1930), H. 10, S. 293–298, S. 293, S. 298. Vgl. auch ders.: *Die Entscheidung*, S. 5ff.

20 [o.V.]: *Deutsche Umkehr*, in: *Widerstand* 5, 1930, H. 9, S. 257f. Dass Niekisch der Verfasser ist, zeigt die fast wörtliche Übereinstimmung mit dem Abschnitt «Umkehr» in: *Die Entscheidung*, S. 95ff.

21 Karl Marx und Friedrich Engels: *Das Kommunistische Manifest* (1848), in dies.: *Werke*, hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin 1971, S. 461–493, S. 466.

22 Ernst Niekisch: *Widerstand*, in: *Widerstand* 2 (1927), H. 1, S. 1–4, S. 3.

23 Niekisch, *Die Entscheidung*, S. 97.

24 Vgl. Ernst Niekisch: *Die Politik des deutschen Widerstandes*, in: *Widerstand* 5 (1930), H. 4, S. 97–99.



Abb. 1
Federzeichnung von A. Paul
Weber für den Umschlag der
Zeitschrift «Widerstand»,
1929.

schritt zu feiern, so bescheinigte Niekisch genau umgekehrt jedem Deutschen, «der Chinesen, Inder, Neger zur Empörung treibt», er mache sich um sein Vaterland verdient.²² «Der *deutsche Nationalist*», hieß es in kategorischem Ton, «das ist der Deutsche, der eher die ganze Welt in Stücke schlägt, ehe er sich einer Untreue am eigenen deutschen Selbst schuldig machte. Deutscher Nationalismus ist der Wille zum deutschen Schicksal: – «und wenn es gleich in Sturm und Feuer einherschreitet.»²³

Einige Monate zuvor, kurz nach der Annahme des Young-Plans durch den Deutschen Reichstag, hatte Niekisch seinen Anhängern ein Programm präsentiert, das diese Überlegungen zu konkreten Forderungen verdichtete.²⁴ Es begann mit einer Feind-erklärung, die sich in Fortsetzung der Weltkriegspropaganda gegen die «Ideen von 1789» und deren Exponenten richtete: gegen Frankreich, Italien und Polen als äußere, die liberalen Parteien, den politischen Katholizismus und den «Marxismus» als innere Träger. Unter Marxismus wurde dabei die Sozialdemokratie verstanden und nicht der Bolschewismus, der vielmehr als «der bisher radikalste Aufstand gegen die Ideen von 1789» ausdrückliche

Anerkennung fand. Der von ihm in Russland geschaffene Staat galt Niekisch zwar nicht als nachzuahmendes Vorbild, wohl aber als unentbehrlicher Bündnispartner im Kampf gegen die Versailler Ordnung; sein deutscher Ableger, die KPD, als eine Partei, die ihren Zielen nach «ein Kind des Liberalismus» war, jedoch wider Willen dessen Selbstzerstörung besorgte und deshalb zu bejahren war: als «Elementarbewegung», als «eine Kraft der Primitivisierung und Barbarisierung unseres Daseins». Im Bündnis mit ihr könne es gelingen, «aus der überzivilisierten Stadt wieder einen Zugang in die Anspruchslosigkeit des Ländlichen zu bannen».²⁵

Denn dort allein, «in Germaniens Wäldern», lag die Rettung: «Es braucht die Schluchten des Teutoburger Waldes, um den Weltschen die Köpfe abschlagen zu können.»²⁶ Deutscher Widerstand verlangte den umfassend und rücksichtslos durchgeführten «Rückzug aus der Weltwirtschaft», den Abbau des industriellen Apparats, die Verödung der Städte, die Schaffung von Bauernstellen, den Aufbau großer Lager auf dem Land, in denen die Jugend zum Arbeitsdienst eingesetzt und zu einem Leben in Armut und Askese erzogen werden konnte. Niekisch mochte in all dem eine Absage an das Abendland und seinen «romanisch-universalistischen Überwältigungsanspruch» sehen, er mochte noch so große Hoffnung auf das «asiatische Erbe» als zugleich biologische und geistige Voraussetzung einer Wiedergeburt Deutschlands setzen:²⁷ die Trias von Arbeit, Askese und Wehrhaftigkeit, die er predigte, war unverkennbar abendländischen Ursprungs und nirgends reiner verwirklicht als im Benediktinerkloster und im Jesuitenstaat in Paraguay.

Otto-Ernst Schüddekopf hat in den Siebziger Jahren gemeint, Niekisch sei «während seiner ganzen Laufbahn ein Mann der Linken gewesen, der nationalkommunistisch dachte, aber niemals nationalistisch.»²⁸ Davon kann, jedenfalls mit Blick auf die zweite Hälfte der Weimarer Republik, keine Rede sein, war Niekisch in dieser Phase doch eindeutig ein «Mann der extremsten Rechten».²⁹ Louis Dupeux hat dies richtig gesehen, allerdings mit einer bestreitbaren Spezifizierung verbunden, wenn er den Widerstandskreis als Sprachrohr des «Neonationalismus und der Neuen Romantik» einstuft.³⁰ Der neue Nationalismus, wie er unter anderem von dem politischen Dostojewskij-Promoter Moel-

25 Niekisch: Die Entscheidung, S. 131, S. 134f.

26 Ebd., S. 100.

27 Ernst Niekisch: Der religiöse Sozialismus, in: Widerstand 4 (1929), S. 339–342, S. 341; Die Entscheidung, S. 138.

28 Otto-Ernst Schüddekopf: Nationalbolschewismus in Deutschland 1918–1933, Frankfurt/M. 1973, S. 380.

29 Dupeux: Nationalbolschewismus in Deutschland, S. 347.

30 Ebd., S. 317.

- 31 Vgl. Nikolaus Götz [= Niekisch]: Menschenfresser Technik, in: *Widerstand* 6 (1931), H. 4, S. 108–115. Diese Perhorreszierung gilt allein der Technik im Rahmen des westlichen Dispositivs. Im Rahmen des östlichen Dispositivs fungiert sie dagegen als unentbehrliches Instrument, dem keine Gewalt «über das Innere, die Seele, den Kern des Wesens» eingeräumt wird.
- 32 Friedrich Georg Jünger: *Aufmarsch des Nationalismus*, Leipzig 1926, S. 49.
- 33 Ernst Jünger: *Schliesst euch zusammen!* (1926), in ders.: *Politische Publizistik 1919–1933*, hrsg. von Sven Olaf Berggötz, Stuttgart 2001, S. 216–223, S. 220.
- 34 Ernst Jünger: *Großstadt und Land* (1926), ebd., S. 229–236, 233; *Die Maschine* (1925), ebd., S. 162.
- 35 Ernst Jünger: *Das abenteuerliche Herz*. Neuausgabe Stuttgart 1987 (zuerst 1929), S. 59f.; vgl. Ernst Niekisch: *Der sterbende Osten. Das Gift der Zivilisation*, in: *Widerstand* 4 (1929), H. 9, S. 275–279.
- 36 Ernst Niekisch: *Vom Sinn unserer Niederlage*, in: *Widerstand* 3 (1928), Nr. 3, S. 53–58, S. 57.

ler van den Bruck, vom Hamburger Nationalistenklub, von der Gruppe um die Brüder Jünger oder vom Tatkreis vertreten wurde, setzte auf eine entschiedene Mobilmachung aller Ressourcen, um Deutschland für den kommenden Weltkrieg bereit zu machen; das aber war mit einem derart rigiden Abbau der industriellen und urbanen Infrastruktur, wie Niekisch dies verlangte, unvereinbar, erst recht mit der von ihm betriebenen Perhorreszierung der (westlichen) Technik als eines «Menschenfressers» und bloßen Korrelats der Geldherrschaft.³¹

Auch eine generelle Verdammung des für die Bedienung dieses Apparats erforderlichen Personals schloss sich für die Neonationalisten aus. Nichts, schreibt Friedrich Georg Jünger, unterscheidet den Nationalismus so sehr vom Konservatismus wie die Umgründung der politischen Basis vom Land auf die Stadt, vom Bauerntum auf die Arbeiterschaft, deren Gewinnung heute zu den größten Aufgaben gehöre. «Diese Arbeitermassen mit ihrem tätigen und gärenden Gehalt sind eine seiner größten Hoffnungen und werden, sobald sie gewonnen sind – und wer ein Gefühl für die Zukunft besitzt, weiß, daß sie mit Sicherheit gewonnen werden – eine seiner großen Stützen sein.»³² Für Ernst Jünger bedurften die nationalistischen Kampfbünde der Unterstützung durch den Wirtschaftskampf der Arbeiterschaft, «möglichst in der bewährten Form der Gewerkschaften».³³ «Der Industriearbeiter ist der erste und stärkste Faktor beim Aufmarsch des modernen Nationalismus, der eine neue und europäische Erscheinung ist.»³⁴ Vom «Gift der Zivilisation» wollte Jünger denn auch nicht sprechen, war er doch entschieden der Ansicht, «daß man der Zivilisation nicht in den Zügel fallen darf, daß man im Gegenteil Dampf hinter ihre Erscheinungen setzen muß.»³⁵

Der Begriff der Romantik ist so stark ästhetisch-literarisch konnotiert, dass man ihn ebenfalls besser beiseitelässt. Das entspricht auch dem Selbstverständnis Niekischs, der es vorgezogen hat, die Aspekte, auf die der Vorschlag von Dupeux zielt, unter Rückgriff auf die religiöse Sphäre zu bezeichnen. Die von ihm anvisierte nationale Revolution sollte zwar ihre Legitimität nicht mehr durch Bezugnahme auf den Willen Gottes beglaubigen, «das erlaubt der rationalistische Grundzug unserer Zeit nicht mehr».³⁶ Anstelle der außerweltlichen Begründung bot Niekisch

jedoch eine innerweltliche an, die mit Max Weber dem Erlösungsweg der Mystik zuzuordnen und zugleich auf die Nation als wichtigsten Träger zu beziehen wäre. Gerade der deutsche Nationalrevolutionär nehme «ein *Charisma* [...], eine geheimnisvoll höhere Berufung [...] in Anspruch!»³⁷ Seine Tat breche «aus mystischen Untergründen empor», wie dies bei Deutschen auch nicht anders sein könne, einem ursprünglich religiösen Volk, «das im Gefühle des Allzusammenhangs lebte» – eine Formel, die einmal mehr Dostojewskij abgeschaut ist, für den die Nationalidee des russischen Volkes mit der «Allmenschheit» zusammenfiel.³⁸ Die bevorstehende weltgeschichtliche Auseinandersetzung zwischen dem westlichen und dem östlichen Kulturkreis, erschien Niekisch deshalb durchaus als «ein Religionskrieg von wahrhaft erdumspannenden Ausmaßen», bei der Deutschland, entscheide es sich nur richtig, die «Erlösung» finden werde.³⁹ Das ist kein religiöser Fundamentalismus *sensu stricto*, wohl aber eine Fusionierung abgewandelter fundamentalistischer Motive – Erlösung und Widerstand gegen die westliche Welt – mit dem Nationalismus der modernen Rechten, so dass man durchaus von einem modernen Fundamentalismus im pagan-nationalreligiösen Sinne sprechen kann.⁴⁰

Womöglich ist es dieser Zug, der Niekischs Position eine gewisse Aktualität über ihren Ort und ihre Zeit hinaus sichert. Mag diese auch in vielem eine bloße Fortsetzung von Konfliktlagen des Kaiserreichs sein – des Kulturkampfes, der sich im forcierten Antikatholizismus und Antiromanismus spiegelt; der um die Jahrhundertwende geführten Kontroverse über Agrarstaat und Industriestaat; der Weltkriegspolemik gegen die «Ideen von 1789» – : die für sie typische Aufladung des Nationalismus mit der Idee einer «weltumstürzenden geschichtlichen Sendung»⁴¹ macht aus einer eher defensiven, auf Sicherung deutscher Eigenarten bedachten Einstellung ein davon ablösbares und auf andere Träger transferierbares Missionsprogramm, das ein hohes Maß an aggressiven Kräften zu entbinden vermag. Ein Blick auf den russischen Neoeurasismus oder bestimmte pseudoreligiös verbrämte Fundamentalismen im Nahen Osten oder Südasien belehrt darüber, dass die Karriere dieser Art von «Widerstand» noch längst nicht beendet ist.

37 Ebd.

38 Ebd.; ders.: Ranke. Einige Betrachtungen, ebd., Nr. 4, S. 104–111, S. 107; vgl. Dostojewski: Politische Schriften, S. 222; vgl. S. 62, S. 67.

39 Ernst Niekisch: Das Gesetz von Potsdam, in: Widerstand 6 (1931), H. 8, S. 225–233, S. 232.

40 Zum Typus des nationalreligiösen Fundamentalismus vgl. Stefan Breuer: Moderner Fundamentalismus, Berlin und Wien 2002, S. 9–26; Ders.: Die radikale Rechte in Deutschland 1871–1945, Stuttgart 2010, S. 80ff.

41 Niekisch: Die Entscheidung, S. 111.

Bildnachweis: Abb. 1: aus: Helmut Schumacher / Klaus J. Dorsch: A. Paul Weber. Leben und Werk in Texten und Bildern, Hamburg u. a., Verlag E.S. Mittler & Sohn 2003, S. 105.

Zwischen Vichy und Résistance

Alexandre Kojève im Krieg

- 1 Nina Kousnetzoff, Korrespondenz mit dem Autor, 12. April 2019. Als Nichte und Erbin von Kojève stand Nina Kousnetzoff immer wieder mit hilfreichen Ratschlägen zur Verfügung, als es darum ging, die zahlreichen divergenten Stränge zusammenzuführen, die sich durch Kojèves Nachlass ziehen.

Nach sechs Jahren Hegel-Exegese vor einem gebannten Pariser Publikum kommt Alexandre Kojèves Vorlesungsreihe zur *Phänomenologie des Geistes* 1939 zu ihrem Abschluss. Wenige Monate später beginnt der Zweite Weltkrieg. Frankreich, das sich zu militärischem Beistand gegenüber dem von Hitlers Armeen überfallenen Bündnispartner Polen verpflichtet hat, macht mobil. Auch Kojève, der in Moskau zur Welt kam und 1937 die französische Staatsbürgerschaft angenommen hat, wird eingezogen und ist zunächst in Rueil im westlichen Umland von Paris stationiert. Anfangs wirkt der Krieg gegen Nazideutschland auf zahlreiche Zeitgenossen beinahe unreal und wird als «*drôle de guerre*» empfunden, denn große Schlachten finden an der Westfront bis 1940 keine statt. Im Mai wird Kojèves Einheit für Gefechtsübungen ins Zentralmassiv verlegt, nachdem die Wehrmacht über die Ardennen nach Frankreich vorgestoßen war. Kampfhandlungen wird er nicht erleben, weil er sich über die Wucht der deutschen Offensive keine Illusionen macht und sich von seiner Truppe vorzeitig entfernt. Gegenüber Vertrauten bezeichnet sich Kojève unumwunden als Deserteur.¹

Im Juni übernehmen deutsche Verbände die französische Hauptstadt praktisch ohne Gegenwehr. Der hochdekorierte Marschall Philippe Pétain, den viele Landsleute für seine militärischen Leistungen im Ersten Weltkrieg als Helden verehren, tritt in die Regierung ein. Die französischen Streitkräfte hält er nicht einmal für bedingt wehrfähig. Dem Dritten Reich die Stirn zu bieten: für den greisen Veteranen ein aussichtsloses Unterfangen. Pétain zieht die Regierungsgeschäfte an sich und akzeptiert den Waffenstillstand, den ihm die Deutschen auferlegen – in der trügerischen Hoffnung, dadurch Schlimmeres vom französischen Volk abzuwenden. Er lässt den Regierungssitz nach Vichy verlegen; die Stadt wird seinem kollaborationistischen Regime den Namen geben.

Kojève verbringt diese Übergangsphase in seinem Haus in Vanves, einem Pariser Vorort, entschließt sich dann jedoch, mit seiner Gefährtin Nina Ivanoff nach Marseille in die sogenannte «freie Zone» überzusiedeln, die nicht unmittelbar den deutschen Besatzern untersteht und somit Pétain gestattet, zumindest den Anschein staatlicher Restsouveränität aufrechtzuerhalten. Dort

bahnen sich nach kurzer Zeit Verbindungen zu Widerstandsmilitäris an. Nina Ivanoff verdingt sich als Englischlehrerin, gibt unter anderem Leon Poliakov Nachhilfe, der nach dem Krieg vielbeachtete Studien zur Geschichte des Antisemitismus und des Holocaust vorlegte. Auch zur Widerstandsgruppe um den Schriftsteller Jean Cassou entspinnen sich Kontakte. Ab 1942 bringt sich Kojève aktiv in die Résistance ein, verteilt Flugblätter und übermittelt geheime Depeschen, übersetzt und kümmert sich um die Informationsbeschaffung. Sein hervorragendes Deutsch, das er während seiner Studienzeit in Berlin und Heidelberg in den zwanziger Jahren verfeinert hatte, ist ihm nicht zuletzt im unvermeidlichen Umgang mit Vertretern des Dritten Reiches von großer Hilfe. Es gibt keinen Grund, diese Version der Ereignisse anzuzweifeln, und doch vermittelt sie ein unvollständiges Bild von Kojèves Wirken im Frankreich der Vichy-Zeit.

Die Kriegsjahre erweisen sich für Kojève als intellektuell produktive Zeit, er stellt gleich zwei Manuskripte in nur zwei Jahren fertig, die allerdings erst posthum veröffentlicht werden. Seine fast 600 Seiten umfassende *Esquisse d'une phénoménologie du droit* (1943) erweitert den Fokus seiner Hegel-Interpretation auf die Rechtsphilosophie.² Vor größere Schwierigkeiten stellt Kojève-Forscher jedoch der schmale Band *La Notion de l'autorité*, eine im Mai 1942 fertiggestellte Abhandlung zum Autoritätsbegriff, die nicht davor zurückscheut, den Blick auf die Lage in Frankreich zu richten und dem Regime von Pétain Ratschläge zu erteilen, um auch in Zukunft fest im Sattel zu sitzen.³ Politikberatung in autoritären Zeiten? Die Kommentare der Kenner nehmen sich fast ausnahmslos äußerst gewunden aus. Dass hier jener Kojève, der in den dreißiger Jahren vor der versammelten Pariser Intelligentsia Hegel vom Ruch des reaktionären Apologeten preußischer Großmachtpolitik befreit hatte, welcher dem Autor der *Phänomenologie des Geistes* in Frankreich lange Zeit anhaftete, nun einem autoritären Machthaber von Hitlers Gnaden ideologisch auf die Sprünge helfen will, verstört offensichtlich.

Zwar bekennt sich Kojève zu keiner Zeit ausdrücklich zum Vichy-Regime, wie François Terré zurecht betont, doch gibt er die Perspektive des kühlen Beobachters nichtsdestoweniger auf.⁴ Die Ausführungen zum Autoritätsbegriff sind keineswegs philo-

2 Alexandre Kojève: *Esquisse d'une phénoménologie du droit*, Paris 1981.

3 Alexandre Kojève: *La Notion de l'autorité*, Paris 2004.

4 François Terré: *Présentation*, in: Kojève: *La Notion de l'autorité*, S. 42.

- 5 Kojève: *La Notion de l'autorité*, S. 197.
- 6 Dominique Auffret: Alexandre Kojève. *La philosophie, l'Etat, la fin de l'Histoire*, Paris 1990, S. 267.
- 7 Pierre Hassner: *Le phénomène Kojève*, in: *Commentaire*, Nr. 127, Winter 2009–2010, S. 878.
- 8 Henri Moysset an Alexandre Kojève, Brief vom 9. Juli 1942, Fonds «Alexandre Kojève», NAF 28320 (20), Bibliothèque nationale de France, Paris.

sophische Spielereien, sondern wollen ihren politischen Nutzen unter Beweis stellen. Kojève hofft, dass sie einen bescheidenen Beitrag zur nationalen Revolution in Frankreich leisten können, ja sogar zu deren «Ausgangspunkt» werden.⁵ In seiner Kojève-Biographie bittet Dominique Auffret die Leser denn auch inständig, sie mögen solche Bemerkungen nicht allzu wörtlich nehmen. Für Auffret verfolgt Kojève eine Politik der «Made im Obst», die sich gedanklich ins Zentrum der Kollaboration vorarbeitet, um die Machtstrukturen von innen heraus zu zersetzen.⁶ Auch der Politikwissenschaftler Pierre Hassner meint, Kojèves Ausführungen zu Pétain seien nur aus der prekären Lage heraus verständlich, in der sich der Philosoph aufgrund seiner Widerstandskontakte zu jener Zeit befand.⁷ Wären ihm die Ordnungskräfte des Regimes oder die Schergen der Nazis gefährlich nahe gekommen, hätte sich Kojève auf das Manuskript zur Autorität berufen können, um den Nachweis für seine vermeintliche Nähe zur neuen Ordnung zu erbringen und sich selbst aus der Schusslinie zu nehmen. Zudem sei es für den Realisten der Politik geradezu eine intellektuelle Pflicht gewesen, das neue Machtgefüge nicht von einer hohen moralischen Warte herab zu verurteilen, sondern aus seiner inneren Logik heraus zu analysieren.

Solche Entschärfungsversuche übersehen jedoch geflissentlich, dass *La Notion de l'autorité* mehr war als ein für das stille Kämmerlein bestimmtes geistiges Exerzitium, mehr als ein taktiles Anschmiegen an Vichy mit dem Ziel, das System dadurch umso besser zu unterwandern. Das Manuskript fand zumindest einen interessierten Leser, ohne dass es irgendwelcher Hausdurchsuchungen bedurft hätte. Kojève lässt es Henri Moysset zukommen, einer hochrangigen Persönlichkeit, die unter Pétain Ministerämter bekleidet. Der Adressat bedankt sich im Juli 1942, berichtet begeistert von seiner Lektüre und kann es kaum erwarten, sich endlich wieder persönlich mit Kojève über Angelegenheiten von solcher Tragweite auszutauschen, auch wenn die «Atmosphäre in Vichy» dem «philosophischen Nachdenken» alles andere als zuträglich sei. Die in *La Notion de l'autorité* «behandelten Probleme» und «aufgeworfenen Fragen» machen den Text in jedem Fall zu einem unabdinglichen Kompendium, so Moysset.⁸

Die Bekanntschaft der beiden Männer geht auf die Vorkriegsjahre zurück. Moysset macht sich einen Namen als Herausgeber der Gesammelten Werke Proudhons und Dozent für Außenpolitik an Militärhochschulen. Er gehörte 1924 zu den Mitbegründern der Zeitschrift *Le Monde slave*, in der Kojève 1934 versucht, die Resultate seiner bei Karl Jaspers eingereichten Dissertation über den russischen Philosophen Wladimir Solowjew einer französischen Leserschaft näherzubringen – vergebens: viel zu ausufernd erscheinen den verantwortlichen Redakteuren Kojèves Ausführungen. Schließlich taucht Moysset sogar unter den Gasthörern von Kojèves Hegel-Vorlesungen auf.⁹ Auch mit anderen Kursteilnehmern wie Raymond Aron und Éric Weil, einem nach Frankreich emigrierten deutsch-jüdischen Philosophen und Cassirer-Schüler, verbinden Moysset freundschaftliche Bande.

Politisch gehört Moysset weder zu den Pazifisten noch zu den germanophilen Reaktionären. Er ist entsetzt, als Premierminister Édouard Daladier, der sich der Entspannungspolitik gegenüber Nazi-Deutschland verschrieben hat, 1938 das Münchener Abkommen unterzeichnet und sich als Bewahrer des Friedens feiern lässt. Eine solche Haltung muss dem Staatspräsidenten der Tschechoslowakei Edvard Beneš, dem Moysset durch persönliche Bekanntschaft eng verbunden ist, wie Hohn vorkommen. Hitlers *Mein Kampf* hat Moysset da eines Besseren belehrt, wie er in einem langen Essay darlegt. Die militärische Auseinandersetzung mit Deutschland ist unvermeidlich, weil Hitler es auf einen neuerlichen Weltkrieg anlegt. Trotz der weit verbreiteten defätistischen Stimmung im Land stellt sich Moysset hinter die französische Kriegserklärung vom September 1939. Selbst eine Woche vor Unterzeichnung des Waffenstillstandes berichtet er seiner Lebensgefährtin aufgewühlt und zuversichtlich, dass der Kampf gegen die deutschen Invasoren gerade erst begonnen hat. Wie kommt so ein Mann dazu, im Juli 1940 in die Regierung von Pétain einzutreten?

Moysset war einst Privatlehrer des deutschlandbegeisterten Admirals François Darlan, der ihn nun ins Marineministerium holt. Sich dem deutschen Diktat zu beugen scheint ihm immer noch besser, als Frankreich völlig aufzugeben. Rasch steigt Moysset auf, wird erst Staatssekretär, dann als Minister mit einem ei-

9 Das geht aus dem Briefwechsel zwischen Moysset und Raymond Aron hervor. Fonds «Raymond Aron», NAF 28060 (209), Bibliothèque nationale de France, Paris. Siehe auch Raymond Aron: *Le spectateur engagé: Entretiens avec Jean-Louis Missika et Dominique Walton*, Paris 2004, S. 41.



Abb. 1
Phänomenologie der
Autorität: Henri Moysset
(Mitte) am Kabinetttisch
von Marschall Pétain (2. v.l.),
rechts Admiral François
Darlan, Vichy 1942.

genen Ressort betraut. Er soll den Aufbau neuer Institutionen vorantreiben und eine korporatistische Arbeitsverfassung ausarbeiten, die das Verhältnis von Arbeit und Kapital in sozialen Betriebsausschüssen neu regelt und den Klassenkampf von rechts beendet. Obwohl Moysset im April 1942 seinen Ministerposten aufgibt, schätzt Pétain auch weiterhin seinen Rat.

Kojèves Texte aus den Jahren 1942/1943 lesen sich wie ein fortwährender Dialog mit Moysset. Immer mehr verwandelt sich Kojève dabei dem Duktus seines Gesprächspartners an. So versucht er sich daran, selbst eine Arbeitsverfassung zu Papier zu bringen, wie Dokumente aus dem Nachlass belegen. Die zentrale Bedeutung der Arbeit als weltverändernde Tätigkeit hatte er in

seinen Hegel-Vorlesungen immer wieder hervorgehoben. Nicht umsonst stellt der selbsterklärte «Hegelo-Marxist» der 1947 veröffentlichten Fassung seines Kurses ein Zitat aus den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten aus dem Jahre 1844* voran: Hegel, so Marx, «erfasst die Arbeit als das Wesen, als das sich bewährende Wesen des Menschen».¹⁰ Unter Vichy büßt die Arbeit bei Kojève allerdings ihren universalistisch-befreienden Charakter ein und mutiert zur Beschäftigung zugunsten von Pétains Regime, dem es obliegt, das Erwerbsleben nach seinen Vorstellungen zu organisieren. Die Arbeitsverfassung ist für den Staat das geeignete Mittel, einer «nationalen Revolution» den Weg zu ebnen, ohne in «ökonomische Anarchie» herabzusinken.¹¹ National heißt hier auch: «Bürger ist nur der produktive Arbeiter, alle anderen sind Untertanen», denen das Wahlrecht entzogen wird. Gruppen, bei denen sich herausstellt, dass sie zu produktiver Arbeit «unfähig» sind – Kojève nennt «Juden» und «Zigeuner» – sollte die Möglichkeit eingeräumt werden, ihre «angeborene» Persönlichkeitsstruktur zu verändern, ansonsten bietet sich die Verschiebung in Kolonien an. In Klammern der Zusatz: «Madagaskar für die Juden? (internationales Abkommen)».¹² Die Idee, die Kojève hier aufgreift, gedieh nicht nur in Nazideutschland: Als vor Kriegsausbruch weite Teile der Regierung in Frankreich vor allem um einen Interessenausgleich mit dem Dritten Reich bemüht waren, besprach der französische Außenminister Yvon Delbos im Dezember 1937 hochhoffiziell mit seinem polnischen Kollegen Józef Beck das «Madagaskar-Projekt» – auch als Geste des guten Willens gegenüber Hitler.¹³ Als ob die entgegenkommende Zwangsumsiedlung dem fanatischen Judenhasser den antisemitischen Wind aus den Segeln hätte nehmen können. Diese Einlassungen verstören umso mehr, da Kojève auch ohne das Wissen um die auf der Wannseekonferenz beschlossene Endlösung im engsten Freundeskreis die von Vichy lancierte Judenverfolgung und die Deportationen aus Frankreich miterlebt hat. Es sind Gedankengänge, die sich in Kojèves handschriftlichen Notizen finden und bei denen davon auszugehen ist, dass er sie für sich be-
 hielt.

In seiner Studie zum Autoritätsbegriff wird allerdings deutlich, dass Kojève genauestens über Moyssets Ansichten infor-

10 Karl Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844, in: Marx/Engels: Werke. Ergänzungsband 1. Teil, Berlin 1968, S. 574.

11 Alexandre Kojève «Charte du travail, s. d. [1941/1942], Fonds «Alexandre Kojève», NAF 28320 (13), Bibliothèque nationale de France, Paris.

12 Alexandre Kojève «L’Idée de l’État français», s. d. [1941/1942], Fonds «Alexandre Kojève», NAF 28320 (13), Bibliothèque nationale de France, Paris.

13 Magnus Brechtken: «Madagaskar für die Juden»: Antisemitische Idee und politische Praxis 1885-1946, München 1998, S. 124–150.

- 14 Henri Moysset: Les Conditions d'une renaissance française, in: Denis Peschanski (Hg.): Vichy 1940–1944: Quaderni e documenti inediti di Angelo Tasca, Paris, Mailand 1986, S. 261.
- 15 Ebd., S. 250f.
- 16 Alexandre Kojève, «Principes généraux», s. d. [1941/42], Fonds «Alexandre Kojève», NAF 28320 (13), Bibliothèque nationale de France, Paris.

miert ist und diese in seine eigenen Überlegungen einfließen lässt. Umgekehrt geht Moysset in seinen offiziellen Ansprachen wiederholt auf Kojèves Hegel-Vorlesungen ein, auch wenn diese zu jenem Zeitpunkt nur in kurzen Auszügen und in vertraulicher Auflage gedruckt vorliegen. In seiner im Oktober 1941 an der neugegründeten Elitehochschule in Mayet-de-Montagne gehaltenen Rede erklärt Moysset den «Hegelo-Marxismus» sogar zum Schlüssel für das Verständnis der Gegenwart: Der «ganze Marx» sei aus den Passagen über Herr und Knecht in Hegels *Phänomenologie* hervorgegangen – und darüber hinaus auch der «Faschismus, Nazismus und Bolschewismus».¹⁴ Der mit Pétain untergegangenen Dritten Republik weinen weder Moysset noch Kojève eine Träne nach. Es war vielmehr der moribunde parlamentarische Liberalismus, für den sie stand, der Frankreich das Debakel der Niederlage bescherte. Moysset schließt seine Konferenz mit dem Aufruf an die Intellektuellen, die Zeichen der Zeit zu lesen und den Umbruch von der «abstrakten Republik» zu «Marschall Pétain» tatkräftig zu begleiten. Im Land herrsche 1941 keine Aufbruchsstimmung, sondern eine tiefe Verunsicherung darüber, «wer das Recht hat, Befehle zu erteilen». Frankreich habe sich viel zu lange von seinen «natürlichen Anführern» distanziert und die Autorität in Frage gestellt; dementsprechend angespannt sei das «kollektive Nervensystem».¹⁵ Dass es auch anders geht, so Moysset, zeigen die Führer in Deutschland, der UdSSR und Italien, denen es gelungen ist, ganze Partei- und Staatsapparate auf die eine Person auszurichten.

Mit seiner Autoritätsstudie antwortet Kojève auf Moyssets Aufruf. Wie könnte die Wiedergeburt des Führertums im Zuge einer nationalen Revolution gelingen? Es gilt, die großen Umwälzungen der Vergangenheit für die Gegenwart in Beschlag zu nehmen. Waren die französischen Revolutionäre von 1789 für Kojève in den dreißiger Jahren noch die glorreichen Wegbereiter der Oktoberrevolution, so entpuppt sich Pétain 1942 als «moderner Robespierre». Die Losung «Nation, Frieden, Arbeit», die der Marschall ausgibt, geht bei Kojève als Neuauflage der revolutionären Prinzipien «Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit» durch.¹⁶ Gleichwohl befindet sich Pétain an einem Scheideweg, wie Kojève gegen Ende der *Notion de l'autorité* darlegt. Im Moment der Macht-

übernahme vereinigte der Marschall alle vier von Kojève identifizierten Autoritätstypen auf sich. Seine Erfahrung im Ersten Weltkrieg und seine Aura als «Sieger von Verdun» verleihen Pétain die Autorität des *Herrn*. Aufgrund seiner exzellenten Beziehungen zur politischen und wirtschaftlichen Elite des Landes ist er als *Führer* unter Führungskräften anerkannt. Zahlreiche Franzosen, so Kojève, erkennen Pétain wegen seines hohen Alters, seines würdevollen Auftretens und seines zurückhaltend-vornehmen Charakters die schlichtende Autorität eines *Richters* zu. Schließlich weisen ihn die eindringlichen Beschwörungen von Heimatverbundenheit und Bodenständigkeit – «Die Erde lügt nicht», verkündete Pétain – als Figur aus, die für die aus dem Vollen der Vergangenheit schöpfende Autorität des *Vaters* steht. Kurzum: Frankreichs Regierungschef hat zwar nicht einmal im eigenen Land das alleinige Sagen, aber das hindert Kojève nicht daran, Pétains Machtübernahme als «spontane Entstehung totaler politischer Autorität» zu deuten.¹⁷ Es wäre jedoch ein Fehler, sich auf diesen Lorbeeren auszuruhen, warnt Kojève. Das autoritäre Gefüge gerät ins Wanken. Im Mai 1942 ist der Marschall längst nicht mehr unumstritten. Will Pétain seine Stellung langfristig untermauern, will Frankreich sich aus der Autoritätskrise, die das von Deutschland besetzte Land heimsucht, befreien, sind ein entschlossenes Vorgehen und radikale Maßnahmen gefragt. Kojève fordert nicht weniger als einen «neuen Typ Staat» sowie eine «hierarchisch geordnete korporatistische» Arbeitsverfassung.¹⁸

Er hat aber keine Zeit, diese Vorschläge konkret auszubuchstabieren, denn die Lage im okkupierten Frankreich spitzt sich dramatisch zu. Im November 1942 landen britisch-amerikanische Invasionstruppen in Nordafrika und eröffnen in den französischen Kolonien eine weitere Front gegen Nazideutschland und seine Verbündeten. Das Dritte Reich gerät zunehmend in die Defensive, hebt die innerfranzösische Demarkationslinie auf und unterstellt den Süden des Landes einem deutschen Militärkommando – Pétain ist endgültig als Marionette entlarvt, die über keinen nennenswerten politischen Spielraum mehr verfügt. Unter solchen Bedingungen erübrigen sich auch die Wunschträume einer nationalen Revolution, ja selbst des «Simulakrums» einer

17 Kojève: La Notion de l'autorité, S. 188f.

18 Ebd., S. 198, S. 202.

19 Olivier Wieviorka: *L'Histoire de la Résistance, 1940–1945*, Paris 2015.

solchen Revolution, wie Kojève einräumt. Die Widerstandsbe-
 wegung gewinnt an Zulauf, auch Kojève verstärkt seine Bemü-
 hungen in der Résistance. Tatsächlich sind seine mitunter auch
 opportunistisch motivierten Seitenwechsel alles andere als unge-
 wöhnlich. Was seine Aufgeschlossenheit gegenüber Vichy angeht,
 die erst später in Widerstandsakte umschlägt, befindet sich
 Kojève in illustrier Gesellschaft. Der Historiker Olivier Wieviorka
 hat den Begriff des «Vichy-Widerständlers» (*vichysto-résistant*) ge-
 prägt: Dazu gehören all jene Franzosen – der spätere Präsident
 François Mitterrand ist einer von ihnen –, die mit Pétains Regie-
 rung durchaus sympathisierten und in erster Linie die Okkupati-
 on ablehnten.¹⁹ Die nationale Erneuerung sollte sich ohne deut-
 sche Einmischung vollziehen. Als die vollständige Besetzung des
 Landes diese Hoffnung zunichtemachte, traten nicht wenige den
 Weg in den Widerstand an.

Bislang galten Quellen, die Aufschluss über Kojèves publizisti-
 sche Widerstandstätigkeit geben, als verschollen. Nach der Be-
 freiung der französischen Hauptstadt tritt Kojève im November
 1944 als Koautor eines Pamphlets in Erscheinung. Die *Aussenpoli-
 tischen Blätter–Études de politique étrangère* sind zweisprachig beti-
 telt, aber größtenteils in deutsche Sprache verfasst, um die ge-
 wünschte Leserschaft zu erreichen. Unzweifelhaftes Ziel der
 Broschüre ist es nämlich, die im Land verbliebenen deutschen
 Truppen zu demoralisieren. Mit von der Partie ist auch Joseph
 Bass, ein in einer jüdischen Familie in Litauen geborener und
 1925 nach Frankreich ausgewandeter technischer Zeichner, der
 wegen seiner offen prosovjatischen Haltung 1941 verhaftet
 wurde – nur um kurze Zeit darauf aus dem Internierungslager zu
 türmen. In der Folgezeit baut er das sogenannte Netzwerk André
 auf – nach seinem Decknamen Capitaine André –, das in Nizza,
 Grenoble, Lyon und Saint-Étienne aktiv ist und sich darauf
 spezialisiert, alles Nötige zu unternehmen, um Juden vor der
 Deportation zu bewahren: Man stellt falsche Papiere aus,
 versteckt ganze Familien, begleitet Personen, bis sie einen
 sicheren Unterschlupf gefunden haben. Im März 1943 gerät Bass
 ins Visier der Gestapo, wird erneut verhaftet – und wieder gelingt
 ihm die Flucht. Die Idee, die deutschen Truppen ideologisch zu
 entmutigen, geht auf Bass zurück. Sein Widerstand ist ein

dezidiert kommunistischer. Es ist möglich, dass Kojève und Bass sich durch die Vermittlung Léon Poliakovs kennengelernt haben, der im Zeitraum 1943/44 ein Restaurant im Süden Frankreichs betreibt, das zu einer wichtigen Drehscheibe des Widerstands wird.²⁰

Das Pamphlet appelliert an die deutschen Soldaten, dem Schicksal ins Auge zu blicken: Der Krieg ist für Hitler verloren. Die Aufmerksamkeit muss sich fortan auf die internationale Nachkriegsordnung richten, in der die UdSSR einen wichtigen Platz einnehmen wird. Um Spannungen zu vermeiden, sollte man wissen, mit wem man es zu tun hat. Bevor allerdings eine Entscheidung für oder gegen eine künftige Zusammenarbeit mit der Sowjetunion getroffen wird, sei es geboten, ein paar hartnäckige antikommunistische Ressentiments aus der Welt zu räumen. Sich ein vorurteilsloses Bild über den Kommunismus machen, «um sich mit Russland besser zu verständigen – das ist es, woran jeder Deutsche schon heute denken muss».²¹ Wer die neue Lage falsch einschätzt, dem drohe ein Fiasko, wie es die Deutschen in Stalingrad erlebten, «weil man von Stalin und seinem Staat in Deutschland nur Weniges, Einseitiges und meistens Falsches gewusst hat».²²

Die Autoren beteuern, dass die Deutschen von Seiten der UdSSR nichts zu fürchten haben, im Gegenteil: Je «eher sich Deutschland zur friedlichen Pflege von Kultur- und Wirtschaftsbeziehungen zum östlichen Nachbarn entschließt, desto eher wird Deutschland die unheilvolle Zeit seines Dritten Reiches überwinden können».²³

Die Judenvernichtung wird als Folge einer kollektiven «Psychose» interpretiert, ein Wahn, der dazu führte, dass «in ganz Europa unter deutscher Führung mit Begeisterung nach beschnittenen (wir bitten um Entschuldigung) Judenschwänzen gesucht wurde». Dieses Verbrechen soll die Nachwelt als «warnendes Zeichen im Gedächtnis» behalten. Gleichzeitig behaupten die Autoren, dass die «Deutschen und die Andren das gegen die Juden Getane oder Geduldete» vergessen müssen, «so bald und so gut es geht».²⁴ Auch in dieser Frage taue das «angeblich ganz besonders »verjudete« Russland» als Vorbild, weil «gerade dort das Judenproblem auf eine positive und konstruktive Weise» gelöst

20 Léon Poliakov: *L'Auberge des musiciens. Mémoires*, Paris 1981.

21 [Alexandre Kojève und Joseph Bass], *Aussenpolitische Blätter–Études de politique étrangère*, Oktober 1944, S. 4.

22 Ebd., S. 7.

23 Ebd., S. 9.

24 Ebd., S. 10.

25 Ebd.

26 Albert Camus: Éditorial, 2. November 1944, abgedruckt in: Camus à Combat. Éditoriaux et articles d'Albert Camus, hg. von Jacqueline Lévi-Valensi, Paris 2002, S. 301.

worden ist. Wo die Juden «genau so produktiv arbeiten wie auch alle anderen, hören sie allmählich auf, als Juden irgendwie aufzufallen».²⁵ Diese Passagen erschrecken mit ihrer bizarren Mischung aus Indoktrination, antisemitischen Klischees und Verkennerung der mörderischen Repressalien, denen Juden in Stalins Sowjetunion ausgesetzt waren.

In Frankreich stellt sich indessen die Frage, in welcher Form sich hochrangige Mitglieder des Vichy-Regimes für ihr Tun vor Gericht verantworten müssen. Kojève zeigt sich in seinen unmittelbar nach Kriegsende entstandenen Texten fassungslos angesichts der Intellektuellen, die eine konsequente «Säuberung» (*épuration*) des Staatsapparates befürworten. Besonders abgesehen hat er es dabei auf Albert Camus, der mit seinen Leitartikeln in der Zeitung *Combat* als wichtige Stimme der Résistance von sich reden macht. Camus lässt keinen Zweifel daran, dass die Säuberung notwendig ist. Wer öffentliche Verantwortung übernimmt, muss dafür geradestehen. Den Verweis auf die Legalität von Vichy, den inkriminierte Staatsdiener ins Feld führen, verwirft Camus als Ausflucht und Inbegriff des moralischen Versagens der Eliten. Die Justiz muss Beamte zur Rechenschaft ziehen, die Schuld auf sich geladen haben, weil sie einem staatlichen Regime dienten, aber darüber französische Ideale preisgaben. Camus brandmarkt Pétain als «Verräter» und doch lässt ihn der Prozess gegen den ehemaligen Regierungschef beklommen zurück.²⁶ Einerseits erwartet er klare Antworten auf schwerwiegende Fragen: Inwiefern hat Pétain Deutschland zugearbeitet? Hat seine Politik Hitlers Vernichtungsfeldzügen systematisch in die Hände gespielt? Welche Verantwortung trägt er für die Deportationen, für Folter und Mord? Andererseits ist er überzeugt, dass bloße Rachegeleüste diesen Verfehlungen nicht Genüge tun: Im Fall Pétains hält Camus eine gravierende Schuld für erwiesen, aber die Todesstrafe für unangebracht. Am 15. August 1945 endet Pétains Prozess mit einem Todesurteil wegen Hochverrats und Kollaboration mit dem Feind, das in lebenslange Haft umgewandelt wird.

Kojève kann seine Verachtung für Camus kaum zügeln. Im Februar 1945 tritt er in den französischen Staatsdienst ein, allerdings ohne Verbeamtung. Eine seiner ersten großen politisch-phi-

losophischen Bestandsaufnahmen der Nachkriegszeit kommt einer Abrechnung mit Camus gleich, dem in dem Strategiepapier nicht einmal die Ehre der Namensnennung widerfährt. Die Résistance sei durchsetzt mit «abgrundtief nihilistischen» Intellektuellen, die den Nonkonformismus zum höchsten Wert erheben, anstatt diese Haltung als bisweilen «notwendige, aber immer bedauerliche Folgeerscheinung eines konkreten, konstruktiven Gestaltungswillens» zu betrachten. Solche «staatsfeindlichen Elemente» innerhalb der Widerstandsbewegung sollten in die literarischen Zirkel zurückgedrängt werden, die sie nie hätten verlassen sollen.²⁷ Ohnehin sei die Résistance im unmittelbaren Rückblick kaum vergleichbar mit den ruhmreichen Tagen der revolutionären *levée en masse*.

Kojèves Ausfälle hängen eng mit Camus' Thesen zur Schuld der Vichy-Funktionäre zusammen. Er weigert sich, den Stab über jene zu brechen, die «an die nationale Revolution geglaubt haben und auch dementsprechend gehandelt haben».²⁸ Ein Beamter, der Pétain diene, kann auch im Nachkriegsfrankreich den Ämtern und Institutionen nützlichen Dienst erweisen. Jeder Staat brauche Männer, die zuverlässig ihre Pflicht erfüllen. De Gaulles Frankreich täte deshalb gut daran, die Anhänger der nationalen Revolution sowie alle Funktionäre, die sorgfältig ihre Arbeit verrichtet haben und sich ihren «Glauben an den Staat bewahrt haben», nicht aus ihren Positionen zu entfernen.²⁹

Sicher hat Kojève dabei auch Henri Moysset im Sinn, gegen den nach der Befreiung Frankreichs Anklage wegen Hochverrats erhoben wird. Im Prozess tritt Kojève im Juni 1947 per Gutachten als einer der Entlastungszeugen auf. Es ist die letzte Volte in Kojèves zwischen Widerstand und Vichy oszillierender Kriegsbiographie. Nach übereinstimmenden Berichten kam Moysset als Minister gleich mehreren Personen aus Kojèves Umfeld zu Hilfe. Als Nina Ivanoff 1941 beim illegalen Übertritt der Demarkationslinie aufgegriffen wird, lässt Moysset seine Beziehungen spielen und bekommt Kojèves Gefährtin frei. Auch Anne Weil, die wohl wichtigste Jugendfreundin von Hannah Arendt, gute Bekannte Kojèves und Frau von Éric Weil, springt Moysset bei. Um der drohenden Deportation zu entgehen, versteckte sich Weil mit ihrer Schwester Catherine in einem Taubenhaus. Moysset hält schüt-

27 Alexandre Kojève: Esquisse d'une doctrine de la politique française, 27. August 1945, Fonds «Alexandre Kojève», BNF, NAF 28320 (13), S. 46.

28 Ebd.

29 Ebd., S. 47.

30 Anne Weil zitiert in: Guilhem Belliard: Henri Moysset, biographie intellectuelle et politique. Itinéraire d'un homme de l'ombre de la Troisième République à Vichy, Beau Bassin 2017, S. 142.

zend die Hand über sie. Er habe nicht nur «moralische, materielle Unterstützung» gewährt, gibt Anne Weil zu Protokoll, sondern sie «auch persönlich» gedeckt und mehr als einmal Juden vor dem Schlimmsten bewahrt, obwohl er «genau wusste», dass er Leuten zur Seite stand, die «nicht nur Opfer von Rassismus, sondern entschiedene Gegner der Kollaboration» waren.³⁰ Ein Urteil ergeht nicht: 1949 stirbt Moysset im Alter von 74 Jahren vor Ende des Prozesses.

Widerstand gegen die Opposition

Zur geistesgeschichtlichen Lage der frühen Bundesrepublik

Im Herbst 1947 machte sich Carl Schmitt, Verfasser der bis heute immens einflussreichen *Parlamentarismus*-Schrift von 1923 und international bekanntester Exponent des NS-Staatsrechts, wieder an die Arbeit an der Gegenwart. Zu seinen ersten in seinem Denktagebuch *Glossarium* verzeichneten Lektüren nach der Entlassung aus der Nürnberger Haft und seiner Rückkehr nach Plettenberg gehörte James Burnhams 1941 in den USA erschienener Klassiker *The Managerial Revolution*. Darin entwickelte der bis zum Hitler-Stalin-Pakt bekennende Trotzkiist, der es im Laufe seines Lebens noch zum Empfänger der Presidential Medal of Freedom unter Ronald Reagan bringen sollte, eine funktionalistische Rechtfertigung politischer Opposition. Die Erfahrung zeige, dass ein gewisses Maß an Demokratie sehr nützlich sei, damit die Systemfeinde und die Massen ohne größeren Schaden Dampf ablassen können («to let off steam without endangering the foundations of the social fabric»). Gerade weil die Opposition in einer absoluten Diktatur keine Ausdrucksmittel habe, werde sie zum Widerstand und nehme gewaltsame Formen an. Dagegen zeige das Beispiel kapitalistischer Parlamente, «how well democratic possibilities are able to make discontent and opposition harmless by providing them with an outlet. Faced with the threat of trouble from the submerged and underprivileged groups, and with the need for mediating conflicts within its own ranks, the new ruling class will doubtless prefer a controlled democracy rather than the risk of social downfall.»¹

Diese Überlegung irritierte Schmitt. Schließlich hatte er selbst ein Vierteljahrhundert zuvor die Institution der Opposition für tot erklärt. Die Chancengleichheit von Regierung und Opposition, die «Metaphysik des Zweiparteiensystems» und das ganze *government by discussion* hatte er folgenreich mit dem Parlamentarismus überhaupt und diesen mit einem Liberalismus identifiziert, der dem Zeitalter der Extreme nicht standhalten würde.² Und nun, nach dem Ende der Diktatur? Sollte der Opposition, gar der parlamentarischen Opposition jetzt ein funktionalistisches Comeback in der verwalteten Welt gelingen? Schmitt war skeptisch; immer noch hielt er die Opposition für eine liberale Angelegenheit, die auf politischer Freiheit beruht: «Wenn die

- 1 James Burnham: *The Managerial Revolution or What is Happening in the World Now?*, New York 1941, S. 160.
- 2 Carl Schmitt: *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus*, 2. Aufl. Berlin 1926, S. 51.

- 3 Carl Schmitt: Glossarium. Aufzeichnungen aus den Jahren 1947 bis 1958. Hg. v. Gerd Giesler und Martin Tielke, Berlin 2015, S. 32 (Eintrag vom 16.11.1947). Dort auch das folgende Zitat.
- 4 Wolfgang Jäger: Opposition, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 4, Stuttgart 1978, S. 502–504; Otto Westphal: Feinde Bismarcks. Geistige Grundlagen der deutschen Opposition 1848–1918, München 1930.
- 5 Marie-Luise Recker: Parlamentarismus in der Bundesrepublik. Der Deutsche Bundestag 1949–1969, Düsseldorf 2018, S. 314ff.

Freiheit an der Tatsache der Opposition hängt, wer organisiert die Opposition [...]? Diese frei sich selbst? Dann hat die machthabende Elite sie nicht mehr in der Hand. Oder soll gar der Machthaber seine eigene Opposition organisieren (wie unter Kemal Pascha)? Dann ist das Ganze ein abgekartetes Spiel. Das Entscheidende bleibt doch, daß der Zwang zur bewußten Organisation, Bürokratisierung und Planung total wird.»³ Wie aber ließ sich der «widerspruchsvolle Oppositions-Optimismus» des New Yorker Professors Burnham dann erklären? Schmitt hat einen Verdacht. «Das ist immer noch die Oppositions-Idee der Raumvorstellungen eines maritimen Imperiums, dessen machthabende Schicht den Reichtum der Erde unter sich verteilen kann, mit freiem Ozean! Wenn es ernst wird und um das nackte Leben geht, hören solche Spiele auf.» Will heißen: Echte Opposition kann es nur in England geben, nur unter den Prämissen eines kolonialen und liberalen Weltreichs, das seine inneren Antagonismen nach außen entlasten kann.

Der Verdacht der Theorie

Zwanzig Jahre nach dieser Tagebuchreflexion war die Bundesrepublik über die Frage tief gespalten. Zum ersten Mal in der deutschen Geschichte gab es jetzt eine wirkliche parlamentarische Opposition, die in ihrer Funktionsweise gewisse Ähnlichkeiten mit dem britischen Vorbild aufwies. Dagegen hatte es im 19. Jahrhundert Opposition in Deutschland immer vor allem in einer geistigen Form, als *Kritik* gegeben;⁴ in Weimar gab es hauptsächlich systemfeindliche Oppositionen. Die SPD der Bundesrepublik aber tat, was sie sollte: Sie entwickelte ein Gegenprogramm zur Regierung, stellte bald den Anspruch der Regierungsführung, erzeugte dafür das nötige Personal und trat 1966 in die Bundesregierung ein. Gerade in dieser Zeit wurde die SPD so zu einer konkreten Regierungsalternative und verlagerte auch ihre politische Taktik zunehmend auf die parlamentarische Oppositionsarbeit,⁵ deren Schlagkraft sie durch die enge Bindung an die Gewerkschaften ganz beträchtlich erhöhte. Schon 1969 sollte sie die Kanzlerpartei in die Opposition schicken.

Eben zu dieser Zeit aber verknüpfte der damalige FU-Assistent am politologischen Otto-Suhr-Institut Johannes Agnoli Marx-

sche Motive und Schmitts Parlamentarismuskritik zu seiner einflussreichen Schrift *Die Transformation der Demokratie* (1967). Dieser Grundlagentext der APO empfahl der Studentenbewegung ganz offen, die «Fesseln staatsbürgerlich-parlamentarischer Gleichschaltung» abzustreifen und das liberale Oppositionsschauspiel mitsamt der «Einhaltung der Spielregeln» zu beenden. Opposition statt Widerstand, überhaupt die ganze Strategie der «Parlamentarisierung der Linken» bedeute schließlich die «Verwandlung des Fortschritts zu einer staatlich anerkannten Einrichtung» und sei nichts anderes als Imperialismus, nämlich «Einbau der Opposition in die Herrschaft». ⁶ Dass oppositionelles Handeln mit Kaufhausbrandstiftungen, Sitzstreiks und Hausbesetzungen mehr erreichen würde als mit loyaler Mitarbeit in Institutionen, war nicht nur ein praktisches, sondern gerade auch ein theoretisches Programm. ⁷

Über kaum etwas war man sich in der frühen Bundesrepublik zwischen Kapitulation und Großer Koalition theoretisch so einig wie über das Verschwinden der Opposition aus den Verfassungsinstitutionen. Zunächst waren es allerdings eher Konservative, die behaupteten, in der technischen Welt der Sachgesetze sei Widerstand zwecklos und die Opposition darum im Grunde gar nicht mehr vorhanden. In einem im Herbst 1955 gehaltenen Vortrag bekannte der Heidelberger Staatsrechtler und Verwaltungstheoretiker Ernst Forsthoff mit einer Mischung aus Befriedigung und Skepsis: «Das Verhältnis von Regierung und Opposition in der Bundesrepublik ist, was die Differenzpunkte angeht, so subtil, daß ich mich selbst nicht anheischig machen möchte zu behaupten, daß ich es völlig begriffen habe, was die Opposition von der Regierung nun wirklich trennt.» Ein erstaunliches Argument, wenn man bedenkt, dass der heftige Widerstand der SPD gegen die Pariser Verträge und den Beitritt zur NATO gerade ein halbes Jahr zurücklag. Und wirklich hatte auch Forsthoffs Argument andere Quellen als die Beobachtung der Bonner Politik. Der institutionelle Unterschied zwischen Regierung und Opposition bestand demnach überhaupt nicht mehr in Politik, sondern im Zugriff auf die Verwaltung einschließlich der Möglichkeit, durch wohlfahrtsstaatliche Verteilungsprogramme die Wählerinteressen so zu befriedigen, dass die nächste Mehrheit sicher

- 6 Johannes Agnoli: Die Transformation der Demokratie (1967), in: Die Transformation der Demokratie und verwandte Schriften, Hamburg 2014, S. 80, S. 84, S. 91.
- 7 Alexander Sedlmaier: Konsum und Gewalt. Radikaler Protest in der Bundesrepublik, Berlin 2018.

- 8 Ernst Forsthoff: Die Bundesrepublik Deutschland (1960), in: Ders.: Rechtsstaat im Wandel, Stuttgart 1964, S. 203.
- 9 Ernst Forsthoff: Das politische Problem der Autorität (1956), in: ebd., S. 108.
- 10 Wilhelm Hennis: Parlamentarische Opposition und Industriegesellschaft (1956), in: Ders.: Regieren im modernen Staat, Tübingen 1999, S. 23.
- 11 Jürgen Habermas: Zum Begriff der politischen Beteiligung (1958), in: Kultur und Kritik, Frankfurt/M. 1973, S. 33.
- 12 Ebd., S. 49.

wird: «Die Chancengleichheit zwischen Regierung und Opposition ist damit aufgehoben – eines der Argumente gegen die heute oft vertretene Fehlmeinung, die Bundesrepublik befinde sich auf dem Wege zum Zweiparteiensystem.»⁸ Die «alte, wesentlich von der englischen Verfassung entnommene Vorstellung, daß die Regierung sich selbst verbraucht und dann durch die Opposition abgelöst wird, die sich ihrerseits verbraucht und dann der neuen Opposition weicht», stimme deswegen nicht mehr. «Die Parteien verbrauchen sich nicht mehr in der Regierung.»⁹ Will heißen: Sie erneuern sich durch den Austausch von Geschenken gegen Wählerstimmen. Große Politik hört auf. Selbst Wilhelm Hennis übrigens, der später zu einem entschiedenen Verfechter des parlamentarischen Regierungssystems werden sollte, war 1956 noch der Auffassung, die «Tendenz zur demokratischen Egalisierung» durch die industrielle Gesellschaft bedeute sein nahes Ende: «Mit den weltanschaulichen und sozialen Spannungen geht auch ihm der Atem aus.»¹⁰

Ganz im Sound des Klassenkampfes betrachtete dagegen der junge Jürgen Habermas die Sache und las die Oppositionskepsis der konservativen Zeitdeuter konsequent gegen den apologetischen Strich. In der 1958 entstandenen Einleitung zu der Untersuchung *Student und Politik* ging er mit den Verfassungsinstitutionen hart ins Gericht. Was im Bonner Grundgesetz des Jahres 1949 wie eine Wiederherstellung des parlamentarischen Gegensatzes von Regierung und Opposition aussehe, sei im Kern ein restaurativer Vorgang, nämlich nur der «objektive Schein» der bürgerlichen Verfassung,¹¹ die für die Bürger mit den wirtschaftsliberalen Grundrechten dann «auch juristisch de[n] Status eines Kunden vorgesehen»¹² habe, dessen einzige politische Aktivität – die Teilnahme an Wahlen – ohnedies folgenlos sei. Im Gegensatz zu vielen anderen sah Habermas allerdings sehr genau, dass die Gleichung: echte Opposition gleich ideologische Konfrontation für den klassischen Parlamentarismus gerade nicht gegolten hatte, die Abschwächung ideologischer Gegensätze also gerade kein Argument gegen die Institution der Opposition war. Nur in der kurzen Zwischenphase der sozialistischen Parlamentsfraktionen in der erstem Jahrhunderthälfte hatte es diese Konstellation gegeben: «Die Klassenparteien hatten ein Moment der Unver-

söhnlichkeit ins Parlament getragen, ein Moment zugleich der Unverträglichkeit ihres politischen Ziels mit dem parlamentarischen Rahmen selber, den es am Ende sprengen sollte.»¹³ Weit entfernt von solch differenzierten Überlegungen war dann der APO-Star Herbert Marcuse, der 1967 sozialpsychologisch die «Gesellschaft ohne Opposition» diagnostizierte und «die große Weigerung» anstelle politischer Opposition durchdachte.¹⁴

Es gab den Verdacht der bundesrepublikanischen politischen Theorie gegen die Opposition also in beiden Varianten. Rechts lautete er: Allseitige Adaption an den Wohlfahrtsstaat, dadurch Abschaffung und Ende der großen Politik. Links dagegen: Komplizenschaft mit und effektive Stabilisierung der Herrschaft durch die Invisibilisierung des Widerstands. Beide verband eine gewisse Neigung zur gewittrigen geschichtsphilosophischen These und ein erstaunliches praktisches Desinteresse am institutionellen Phänomen der Opposition. Gerade die von Schmitt in Umlauf gebrachte Behauptung, der echte Parlamentarismus sei durch ein Gleichgewicht von Regierung und Opposition gekennzeichnet, war nie mehr als eine politische Legende. Gerade für den Parlamentarismus des Vorbilds England galt nämlich das genaue Gegenteil: die völlige Beherrschung des politischen Geschehens durch die Regierung und die Beschränkung der Opposition auf eine rein kontrollierende Funktion. Auch wurde in beiden Varianten Oppositionsskepsis stets zumindest unterschwellig die geschichtspolitische Frage verhandelt: nach Widerstand und Opposition im Nationalsozialismus, nach den Formen und der Möglichkeit des Dagegenseins.

Bemerkenswert ist auch, dass die Kritik der deutschen Nachkriegsverfassung deren restauratives Element im Bann der klassischen marxistischen Kritik am Parlamentarismus vor allem in der Wiederherstellung der parlamentarischen Repräsentation und dem damit verbundenen «Ausschluss der Massen» von der Herrschaft sah. Was an dieser Verfassung mit viel größerem Recht restaurativ genannt werden konnte, sah sie meist nicht. Einzig Wilhelm Hennis wies früh darauf hin, dass es vor allem die Rückkehr zum Föderalismus mit seinen dezentralen Verwaltungen und dem Bundesrat war, die die bundesrepublikanische Opposition institutionell latent ortlos machte. Denn in diesem

13 Ebd., S. 32f.

14 Herbert Marcuse: Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft (engl. orig. 1964), Darmstadt und Neuwied 1967.

15 Hennis: Parlamentarische Opposition und Industriegesellschaft, S. 15.

institutionellen Gefüge kann es im Grunde gar keine rein oppositionellen Parteien geben. Alle Parteien sind immer irgendwo an einer Landesregierung beteiligt, im Bundesrat vertreten und auf diese Weise zumindest partiell auch einer Regierungslogik verpflichtet.¹⁵

Die Verfassung der Bundesrepublik vor ihrer Konsolidierung

Die theoretische Scheu vor der Opposition ist für das politische Selbstbild der frühen Bundesrepublik trotzdem sehr aufschlussreich. Es wäre nämlich viel zu leicht, sie als rückständige Skepsis gegenüber den verfassungsrechtlichen Gegebenheiten des Grundgesetzes und der Entwicklung des Regierungssystems hinzustellen. Die Diskrepanz zwischen politischer Theorie und Regierungspraxis ist dabei bemerkenswert: Hatte man nicht just erfahren, dass sich gerade im Zuge der Konsolidierung des Bonner Parteiensystems von elf auf zweieinhalb Parteien binnen eines Jahrzehnts zum ersten Mal in der deutschen Geschichte eine handlungsfähige Opposition entwickelte? Doch vielleicht ist die Nervosität der Konservativen und später der Linken gerade durch die Entwicklung des Regierungssystems zu erklären. Seit der Niederschlagung des Aufstands in der DDR am 17. Juni 1953, seit der nicht mehr zu revidierenden Entscheidung über Deutschlandvertrag und NATO-Beitritt und seit dem wirtschaftspolitischen Erfolg Adenauers hörte der Sozialismus Kurt Schumachers auf, eine Alternative zu sein, auf die sich Widerstand oder Opposition berufen konnten. Die deutsche Sozialdemokratie verabschiedete sich gerade im internationalen Vergleich sehr früh von der oppositionellen Strategie, die auch Widerstand einschloss, während die Labour Party noch während der Regierungszeit Margaret Thatchers radikale Systemopposition betrieb. Die konsequent loyale Haltung stellte in Deutschland nicht nur die SPD selbst, sondern alle Lager vor eine neue Situation: In der SPD kehrte das Trauma der Spaltung im Konflikt mit dem SDS wieder, während sich der Sozialismus von rechts jetzt nicht mehr als staatsgefährdend, sondern, wie bei Forsthoff, nur noch als alternativlose Alternative kritisieren ließ. Auf Adenauers Wahlkampfparole des Jahres 1953: «Alle Wege des Marxismus führen nach Moskau!» folgte der berühmte Slogan des Jahres

1957, der der Union die absolute Mehrheit brachte: «Keine Experimente!»

Doch die Debatte über Widerstand und die Möglichkeit von Opposition war gerade keine intellektuelle Wahrnehmungsverzögerung während der Etablierung der parlamentarischen Demokratie in der Bonner Republik. Was die Weimarer Republik betrifft, so ist es im Jubiläumsjahr weitgehend Konsens geworden, dass ihre Geschichte nicht mehr allein von ihrem Ende her erzählt werden darf.¹⁶ Nichts anderes kann aber auch für die Bundesrepublik gelten. Wie die Entwicklung Weimars nicht das Resultat einer Verfassung und ihrer vermeintlichen Fehler war, so war auch die institutionelle Stabilisierung der Bundesrepublik nicht die Entfaltung einer schon mit dem Grundgesetz feststehenden Normativität. Ob sich die Bundesrepublik tatsächlich in Richtung einer parlamentarischen Demokratie entwickeln würde, war in den Fünfzigerjahren keineswegs sicher. Nicht zuletzt rechnete das Grundgesetz nämlich nicht mit einer funktionsfähigen parlamentarischen Opposition, sondern mit höchst instabilen Mehrheitsverhältnissen und hatte darum die Stellung der Bundesregierung äußerst unabhängig vom Parlament, um nicht zu sagen – autoritär konzipiert.¹⁷ Zur Skepsis trug auch bei, dass sich Opposition und Widerstand zunächst leicht verfassungsjuristisch gegeneinander auspielen ließen. So verbot das Bundesverfassungsgericht im Sommer 1958 auf Antrag der Bundesregierung die damals schon nicht mehr im Bundestag vertretene KPD und machte aus der Opposition das Hauptargument für die Illegalisierung des Widerstands. «Daß diese Ordnung funktionieren, daß sie das Gesamtwohl schließlich in einer für alle zumutbaren Weise verwirklichen könne, wird durch ein System rechtlich gesetzter oder vorausgesetzter Spielregeln sichergestellt, die sich auf Grund der geschilderten Prinzipien in einer langen historischen Entwicklung ergeben haben. Die mannigfach gesicherte politische Meinungs- und Diskussionsfreiheit und die Vereinigungsfreiheit führen zum Mehrparteiensystem und zum Recht auf organisierte politische Opposition.»¹⁸ Zwar hatte dasselbe Gericht mit einer ähnlichen Begründung schon im Herbst 1952 die nationalsozialistische SRP verboten, doch hatte das KPD-Verbot zwischen Wiederbewaffnung und Notstandsplanungen in je-

16 Horst Dreier/Christian Waldhoff (Hg.): *Das Wagnis der Demokratie. Eine Anatomie der Weimarer Reichsverfassung*, München 2018.

17 Florian Meinel: *Vertrauensfrage: Zur Krise des heutigen Parlamentarismus*, München 2019, S. 59ff.

18 Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 17. August 1958, in: *Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts. Amtliche Sammlung*. Bd. 5, S. 85, S. 199.

- 19 Josef Foschepoth: Verfassungswidrig! Das KPD-Verbot im Kalten Bürgerkrieg, Göttingen 2017.
- 20 Habermas: Zum Begriff der politischen Beteiligung, S. 13.
- 21 Recker: Parlamentarismus in der Bundesrepublik, S. 620ff.

der Hinsicht eine andere politische Qualität.¹⁹ Auch gab es in der Bundesrepublik seit De Gaulles mit Ausnahmebefugnissen bewerkstelligtem Übergang zur Fünften Republik ein neues Szenario für den Übergang zu einer Präsidialdemokratie mit einer förmlichen Entmachtung des Parlaments. Habermas nannte Frankreich 1958 ein «scheinparlamentarisches Obrigkeitsregime».²⁰ Seit den Deutschlandverträgen diskutierte die Bundesrepublik über eine Notstandsverfassung, die deswegen schon damals und nicht erst 1968 zu einem existenziellen Thema der Opposition wurde.²¹

Dass über die Opposition ein Weg zur Macht führt, war in der Bundesrepublik bis 1969 also keine historisch beglaubigte Erfahrung. Die verfassungsgeschichtliche Schwelle jenes Jahres zeigt, dass Opposition im eigentlichen emphatischen Sinne nicht schon mit der bloß möglichen, verfassungsrechtlich gewährleisteten Chance, sondern erst mit dem tatsächlichen Machtwechsel, mit dem wirklich vollzogenen Austausch der Regierungs- und Oppositionsrolle im Parlament entstehen konnte. Denn erst sie erzeugte das, was sowohl die Unterscheidung von Regierung und Opposition innerhalb des politischen Systems trägt als auch den Gegensatz von Opposition und Widerstand markiert: die impliziten politischen Loyalitäten zwischen Mehrheit und Minderheit, die etwas ganz anderes sind als das angebliche *government by discussion*. So widerlegte die Bundesrepublik die Legende, Parlamentarismus und Liberalismus seien am Ende dasselbe.

DANIEL BERNDT

Die letzte Kolonie

Das «Informal Collective» und die Sichtbarkeit der Westsahara

Nachdem die Westsahara 1976 durch den Widerstandskampf der Frente Polisario von der spanischen Kolonialmacht befreit worden war, geriet das Land an der Nordwestküste Afrikas kurz darauf erneut unter Fremdherrschaft. Marokko und Mauretanien erkannten die noch im selben Jahr von den Saharais ausgerufenen Demokratischen Arabischen Republik Sahara nicht an und teilten das rohstoffreiche Gebiet – in der Westsahara befinden sich die vermutlich größten Phosphatvorkommen der Welt – zunächst unter sich auf. Die saharauische Volksfront mobilisierte sich infolgedessen erneut zu einem bewaffneten Widerstand und es entfaltete sich ein Krieg, der zehntausende Todesopfer forderte und erst 1991 mit einem Waffenstillstand zwischen den Polisario und der marokkanischen Regierung zu einem vorläufigen Ende kam. Dennoch gilt die Westsahara nach wie vor als die letzte Kolonie Afrikas. Nachdem sich Mauretanien bereits 1979 aus dem Konflikt zurückzog, beansprucht Marokko bis heute weiterhin zwei Drittel des Landes für sich. Mittlerweile leben mehr als 180 000 Saharais, die vor den gewalttätigen Ausschreitungen und den Repressionen der marokkanischen Besatzungsmacht geflohen sind, in Flüchtlingslagern in der algerischen Region Tindūf. Seit Jahrzehnten harren sie dort aus – von ihrer Heimat durch einen mehr als 2500 km langen von Marokko errichteten mit Stacheldraht und Landminen gesicherten Sandwall abgeschnitten –, während die saharauische Bevölkerung in den besetzten Gebieten der Westsahara auf der anderen Seite des Walls weiterhin einer systematischen Unterdrückung ausgesetzt ist. Ihr wird das Recht auf freie Meinungsäußerung und Versammlungsfreiheit verwehrt, willkürliche Verhaftungen und Prozesse gegen Aktivist*innen und Vertreter*innen der Unabhängigkeitsbewegung sind an der Tagesordnung.

In den internationalen Nachrichten sind der Westsaharakonflikt, die desolate Situation in den Flüchtlingscamps und die Repressionen der marokkanischen Regierung gegen saharauische Oppositionelle dennoch so gut wie nicht präsent. Das liegt zum einen daran, dass die anhaltende Krise wenig Stoff für Schlagzeilen und spektakuläre Neuigkeiten bietet, wie sie von der Logik der Nachrichtenindustrie präferiert werden. Zum anderen wird eine weitläufigere Berichterstattung durch die politische Zensur

- 1 Zu den weiteren Mitgliedern des Kollektivs gehören die Repräsentantin der National Union of Saharawi Women Fatima Mahfoud, die deutsch-libanesische Künstlerin Yasmine Eid-Sabbagh, der amerikanische Autor Jean Lamore und der italienische Philosoph Gianluca Solla.



Abb. 1
Eines der ersten saharauischen Flüchtlingscamps in der Gegend von Tindūf im Südwesten Algeriens.

verhindert. Journalisten ist das Gebiet der Westsahara nur schwer zugänglich. Darüber hinaus arrangieren sich die USA und viele EU-Länder, die mit Marokko in einem engen Handelsabkommen stehen oder die sich mit dem nordafrikanischen Land zwecks einer effektiven Flüchtlingsabwehr von Europa geostrategisch verbündeten, mit der marokkanischen Nachrichtenkontrolle.

Angesichts dessen bemüht sich das aus Künstlern und Aktivisten bestehende *Informal Collective on Western Sahara*, das 1997 von dem italienischen Fotografen Patrizio Esposito ins Leben gerufen wurde,¹ um eine Sichtbarkeit des Konflikts. Fotografien sind dabei für die Saharais selbst zu einer kollektiven Widerstandspraxis geworden. In den Städten des besetzten Gebietes greifen sie in den letzten 15 Jahren vermehrt zu digitalen Kompaktkameras und Mobiltelefonen, um die Missstände unter der marokkanischen Besetzung aufzuzeigen.



Abb. 2
Munitionskisten gefüllt mit
Fotos, Briefen und militäri-
schen Dokumenten im
Innenhof des Saharaischen
Widerstandsmuseums.

Das *Informal Collective* trug in *Vedere l'occupazione. Photographs from Western Sahara* ein Konvolut dieser heimlich gemachten Aufnahmen zusammen. Pixelig, oft über- oder unterbelichtet zeigen die Bilder unter anderem Protestszenen und verwundete Menschen. Sie liefern einen Eindruck von den Zuständen in dem besetzten Gebiet, verdeutlichen allerdings zugleich, dass ihre Zeugenschaft auch immer von einer differenzierten «Arbeit an den Bildern»,² wie George Didi-Huberman es nennt, abhängig ist. Ein wesentlicher Aspekt dieser Arbeit an den Bildern ist für das *Informal Collective* eine Form der Präsentation und Kontextualisierung, die nicht nur das Unsichtbare sichtbar macht, sondern

² George Didi-Huberman: *Bilder trotz allem*, München 2007, S. 171.

Abb. 3
Demonstration in der
Westsahara für die Ent-
kolonialisierung des Landes
anlässlich der Ankunft von
Abgesandten der Vereinten
Nationen im November
1975.



- 3 Vgl. Johanna Schaffer: Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung, Bielefeld 2008, S. 12.
- 4 Tom Holert: Evidenz-Effekt. Überzeugungsarbeit in der visuellen Kultur der Gegenwart, in: Matthias Bickenbach und Axel Fliethmann (Hg.): Korrespondenzen. Visuelle Kulturen zwischen früher Neuzeit und Gegenwart, Köln 2002, S. 198–225, hier S. 200.

auch Bedingungen der Sichtbarkeit überhaupt hinterfragt, da mehr Sichtbarkeit nicht zwangsläufig mit mehr politischer Macht einhergeht.³ Das Kollektiv übt sich daher in einer kritischen Ökonomie beim Zeigen der Fotos.

Dies trifft auch für *Necessità dei volti* (dt. Notwendigkeit von Gesichtern), ein weiteres Projekt der Gruppe, zu. Damit soll, wie der Titel suggeriert, weniger der «Imperativ der Sichtbarkeit, «das heißt, geglaubt wird nur, was gesehen wird»»,⁴ bekräftigt werden. Sondern es geht dem Kollektiv vielmehr um einen Verweis auf die an den Prozess des Sichtbarmachens geknüpfte Notwendigkeit, Gesicht zu zeigen und Position zu beziehen. *Necessità dei volti* basiert auf einer Auswahl von Fotografien, die aus der Sammlung des von den Polisario errichteten Saharaischen Museums des Widerstandes stammen. Neben Waffen, Militärfahrzeugen, Uniformen beherbergt es von in der Schlacht gefallenen oder gefangen genommenen marokkanischen Soldaten gesammelte persönliche Habseligkeiten einschließlich Porträts und intimen



Schnappschüssen von Familienangehörigen, Freunden und Geliebten. Die Saharais betrachten diese Fotografien allerdings nicht als Kriegstrophäen, sondern als Dokumente, die den Kampf für ihre Unabhängigkeit und die Folgen des Krieges belegen, dessen Ausmaße Marokko bis heute verharmlost (die Sammlung umfasst ca. 25 000 Fotografien, was einen ungefähren Rückschluss auf die Anzahl der Gefallenen allein auf marokkanischer Seite zulässt). So verstehen sich die Saharais als temporäre Kuratoren, die jederzeit bereit dazu sind, die Fotografien den Familienmitgliedern der gefallenen Soldaten zurückzugeben – ein Angebot zur Aufnahme eines Dialogs, das die marokkanische Regierung jedoch bisher ausschlug.

Das *Informal Collective on Western Sahara* traf für *Necessità dei volti* eine Auswahl der Fotos aus dem Widerstandsmuseum und reproduzierte 483 davon in einem handgebundenen Buch, das abgesehen von einer Einführung in die Geschichte des Westsaharakonflikts auch einen Abriss über die Entwicklung des Projekts

Abb. 4
Erster Besuch des «Informal Collective» in Tindūf und Smara 1999, um die Fotosammlung des Widerstandsmuseums anzusehen.



Abb. 5
Nach dem Rückzug Mauretaniens konzentrierten sich die sahraischen Guerillaaktionen auf die Armeekorps der königlich marokkanischen Streitkräfte.

enthält. Dieses Buch wird überwiegend in sogenannten «Encounters» präsentiert, bei denen Mitglieder des Kollektivs es in einem klein gehaltenen Rahmen der Öffentlichkeit vorstellen. Mit diesem Format bemüht sich das Kollektiv darum, die Sensationalisierung der Fotos zu vermeiden und die Würde der Dargestellten zu wahren. Abgesehen von den «Encounters» verteilte das Kollektiv zudem eine limitierte Auflage des Buches an Perso-

nen und Einrichtungen, um die Kustodenschaft und die damit einhergehende Verantwortung zumindest auf symbolischer Ebene zu teilen.

Dass selbst diese Form der reflektierten Sichtbarmachung in den Augen der marokkanischen Regierung eine Provokation ist, zeigte die Kontroverse, die *Necessità dei volti* im Zusammenhang mit einer Ausstellung im Centre Pompidou Ende 2018 auslöste. Die Kandinsky Bibliothek des Pariser Museums gehört neben dem palästinensischen Filmemacher Michel Khleifi, dem griechischen Regisseur Theo Angelopoulos, dem Friedensnobelpreisträger José Manuel Ramos-Hort sowie der in Beirut ansässigen Arab Image Foundation zu den «Verwahrern» des Buches. Als das Centre Pompidou es erstmalig in einer Sammlungspräsentation zeigte – es war im Rahmen dessen lediglich auf einer Seite aufgeschlagen, in Begleitung eines Textes über die Herkunft der darin abgedruckten Bilder zusammen mit Elementen von *Vedere l'occupazione* in einer Vitrine ausgelegt zu sehen –, sorgte es für eine heftige Reaktion: Der Präsident der marokkanischen Fondation Nationale des Musées verlangte in einem offenen Brief an den Direktor des Centre Pompidou, dass die Präsentation des *Informal Collective* sofort aus der Ausstellung entfernt werden solle, was das Museum auch unverzüglich ohne weitere Rücksprache mit den Mitgliedern des Kollektivs tat.⁵

Diese Form der Kulturpolitik veranschaulicht nicht nur das Ausmaß und den Einfluss der marokkanischen Zensur. Der Vorfall bezeugt so indirekt auch die politischen Dimensionen, die die Fotografien in *Necessità dei volti* und *Vedere l'occupazione* im öffentlichen Raum entfalten. Dies offenbar nicht einmal allein aufgrund ihrer Sichtbarkeit, sondern vielmehr durch eine dezidierte Arbeit an und mit den Bildern, die einerseits ihre Evidenz produktiv macht und sie andererseits als Akt des Widerstandes herausstellt.

5 Centre Pompidou: Un livre de photographies retiré après des pressions marocaines, in: Le Figaro, 07.11.2018, <http://www.lefigaro.fr/arts-expositions/2018/11/07/03015-20181107ARTFIG00110-centre-pompidou-un-livre-de-photos-retire-apres-des-pressions-marocaines.php> [zuletzt aufgerufen am 19.04.19].

Bildnachweis: Abb. 1–5: Courtesy of Informal Collective on Western Sahara. – Abb. 1: Archiv der Zeitschrift «Nigrizia». – Abb. 4: L'alfabeto urbano.

Der Raum des Politischen

Occupy und die Demokratie des Protestes

- 1 Die Beispiele stammen aus Todd Gitlin: *Occupy Nation. The Roots, the Spirit, and the Promise of Occupy Wall Street*, New York 2012, S. 144f.
- 2 Vgl. die Ergebnisse einer Umfrage des Pew Institutes, die am 15. Dezember 2011 veröffentlicht wurden und zusammengefasst sind bei Manuel Castells: *Networks of Outrage and Hope. Social Movements in the Internet Age*, Cambridge 2012, S. 193.

Im Herbst 2011, als Occupy Wall Street die Aufmerksamkeit der großen Medien erregte, handelte sich die Bewegung natürlich auch eine ganze Litanei an Verleumdungen seitens amerikanischer Reaktionäre ein. Frank Miller, Autor und Zeichner der Graphic Novel *Batman – die Rückkehr des Dunklen Ritters*, verstieg sich zu den grellen Worten: «Occupy ist nichts als ein Haufen Lämmel, Diebe und Vergewaltiger, ein renitenter Mob, der von Woodstock-Nostalgie und einer ekelhaften falschen Rechtschaffenheit lebt.» Ann Coulter, eine Polemikerin aus dem rechten Lager, bezog Occupy ohne viel Federlesens auf die These ihres kurz zuvor erschienenen Buches, für das sie gerade die Werbetrommel rührte, ein Werk mit dem unmissverständlichen Titel *Demonic. How the Liberal Mob is Endangering America*. Und David Horowitz verurteilte «diesen finsternen Karneval aus Vergewaltigung, Polizistenhass, Haschdealen und sogar Mord».¹ Die Rhetorik dieser Schmähtiraden ist vertraut, ja zeitlos. In ihr klingt zweifellos auch die Sprache nach, die die jungen Sozialwissenschaften im späten 19. Jahrhundert etablierten, als Gelehrte wie Gustave Le Bon, Hippolyte Taine und Cesare Lombroso Menschenmengen als Manifestationen einer Massenhysterie, als pathologische Aussetzer der individuellen Vernunft oder als evolutionären Atavismus diagnostizierten.

Zu den auffälligen Merkmalen von Occupy Wall Street gehörte die überraschend breite öffentliche Unterstützung, deren sich die Bewegung zumindest anfangs erfreute – tatsächlich war dies mehr oder weniger die erste amerikanische Protestbewegung seit Jahrzehnten, die mit einer solchen Zustimmung in der Bevölkerung begann, wenn auch gesagt werden muss, dass die Amerikaner sehr viel eher bereit waren, die Anliegen von Occupy mitzutragen als seine Vorgehensweise.² Unter diesen Umständen fand der schrille Ton der extremen Rechten keine große Resonanz. Selbst die Medien, die es gewohnt waren, über Protestereignisse im Wesentlichen wie über Kriminalfälle zu berichten, mussten zugeben, dass Occupy es ihnen schwer machte, die Bewegung in den düsteren Tönen von Gewalt und Irrationalität zu beschreiben. Zum einen war sie strikt gewaltfrei und stellte sich selbstbewusst in die Tradition Gandhis und der Bürgerrechtsbewegung. Occupy richtete schnell Trainingsprogramme für Mo-

deratoren und Einberufer einer Versammlung ein, um mit großen Menschenmengen umzugehen und Störer in Schach zu halten. Fälle von Vandalismus waren selten und wurden sofort aus der Bewegung heraus angeprangert. Es scheinen dies auch die Taten von Außenseitern gewesen zu sein, entweder Anarchisten des sogenannten «Schwarzen Blocks» oder gewöhnlichen Hooligans.

So war es denn die Polizei, die sich von ihrer gewalttätigen Seite zeigte. Sie ließ sich nur zu gerne provozieren und zögerte nicht, gewaltsam gegen gewaltfreie Demonstranten vorzugehen. So etwa beim Einsatz von Pfefferspray gegen sitzende Studenten in der University of California, Davis, beim Einsatz von Tränengas in Oakland, bei den körperlichen Angriffen weißbehemdeter Polizisten in New York sowie bei Massenverhaftungen unter den fadenscheinigsten Vorwänden. Töricht klammerte sich die Polizei mithin an ihr Drehbuch und spielte ihre Rolle als blindes Werkzeug der herrschenden Mächte. Der in unzähligen Videos festgehaltene, übers Netz getwitterte und retweetete unverhältnismäßige Gewalteinsatz wiederum zügelte die Proteste nicht, sondern verstärkte das allgemeine Gefühl der Ungerechtigkeit und verhalf der Bewegung zu weiterem Zulauf. Dieses Muster, das schon bei den Aufständen des Arabischen Frühlings zu beobachten war, hat sich seitdem in anderen Massenbewegungen wie denen in der Türkei vom Frühjahr und in Brasilien vom Herbst 2013 wiederholt.

Doch noch über ihre Verpflichtung auf einen gewaltfreien zivilen Ungehorsam, Protest und Aktionismus hinaus trugen die Praktiken der Occupy-Bewegung dazu bei, viele Zeitgenossen zu entwaffnen, die einen solchen Protest sonst kurzerhand abgelehnt hätten. Zweifellos verwirrten diese Praktiken auch viele Beobachter – Journalisten, Politiker wie Zuschauer. In seinen Erscheinungsformen ging Occupy schon bald über die üblichen Modelle des Massenprotests hinaus. Neigen letztere dazu, auf die Verschmelzung heterogener Elemente zu einer großen Einheit zu setzen, weigerte sich Occupy resolut, seine Vielfalt zu opfern. Folgerichtig schrieben sich die Besetzer einen Slogan der Zapatisten-Bewegung von Mitte der 1990er Jahre auf ihre Fahnen: «Ein Nein! Viele Ja!»³ Und dann war da die zentrale Rolle der Sprache. W. J. T. Mitchell hat den Unwillen der Bewegung,

3 Marina Sitrin: Ein Nein! Viele Ja! Occupy Wall Street und die neuen horizontalen Bewegungen, in: Carla Blumenkranz u.a. (Hg.): Occupy! Die ersten Wochen in New York. Eine Dokumentation, Berlin 2011, S. 60–64, hier S. 62.

- 4 W. J. T. Mitchell: Image, Space, Revolution. The Arts of Occupation, in: Ders. u.a.: Occupy. Three Inquiries in Disobedience, Chicago 2013, 103.
- 5 Eine detaillierte Analyse bei Castells: Networks of Outrage and Hope, S. 156–217.
- 6 Vgl. etwa ein Trainingsvideo für Moderatoren von Generalversammlungen unter <https://www.youtube.com/watch?v=WfTf2db6YfI> [22.1.2019]. Siehe auch die programmatische Erklärung unter <http://www.nycga.net/group-documents/intro-to-direct-democracy---facilitation-training/> [30.7. 2018].
- 7 Marina Sitrin: The Chills of Popular Power. The First Month of Occupy Wall Street, in: Sarah van Gelder u.a. (Hg.): This Changes Everything. Occupy Wall Street and the 99% Movement, San Francisco 2011, S. 27–33, hier S. 30.
- 8 Bernard E. Harcourt: Political Disobedience, in: Mitchell u.a.: Occupy, S. 45–92, hier S. 59.

spezifische Forderungen zu erheben, im Hinblick auf die bestehenden Machtverhältnisse zutreffend als «strategische Sprachverweigerung» charakterisiert.⁴ Unter den Beteiligten selbst jedoch wurde im digitalen und im physischen Raum so unentwegt wie ausgiebig kommuniziert. Verschiedene Anlaufpunkte kanalisiert und vernetzten diesen Fluss im Internet, von einzelnen Blogs über Facebook und Tumblr bis zu Livestreams.⁵ Urszene und Hauptschauplatz der Sprache der Bewegung waren jedoch die physischen und symbolischen Räume der Macht, die sie besetzte. Der Raum selbst stand im Zentrum der Bewegung – der Streit über die öffentliche und private Verwendung von Raum, die Notwendigkeit, Raum zu beanspruchen, um von der Versammlungsfreiheit Gebrauch machen zu können, und der Kampf um die Neugestaltung der Materialität des Raumes im Zeichen einer Politik der Versammlung. Manche Beteiligten bezeichneten diese Räume als eine Agora; damit formulierten sie eine imaginative Verbindung zur antiken Demokratie, die sich auch explizit in der Selbstdarstellung der Bewegung ausdrückte.⁶

Eine Besetzung bewegt, indem sie sich nicht bewegt. Die zentrale Aktion von Occupy bestand in der Generalversammlung. In diesen Versammlungen konnte sich jeder zu Wort melden. Moderatoren sorgten für eine geordnete Diskussion, um faire Teilnahmebedingungen und einen legitimen Ablauf zu gewährleisten. Da ihr jede Form von elektrischer Verstärkung verboten war, griff die Versammlung zum Mittel des menschlichen Mikrophons. Dabei werden die Worte des oder der Sprechenden durch die Gruppe getreu wiederholt. Am 30. September hielt eine Teilnehmerin fest: «In der ersten Woche, bis heute Abend, funktionierte das menschliche Mikrophon für ein paar hundert Leute – nicht ideal, aber man kann zuhören. Bei tausenden von Teilnehmern muss das menschliche Mikrophon nicht nur einmal, nicht nur zweimal, sondern dreimal wiederholt werden.»⁷ Das menschliche Mikrophon zwang die Sprecher, ihre Sprache anzupassen, in kurzen Sätzen sowie klar und direkt zu sprechen. Es setzte der Möglichkeit, Volksreden zu schwingen und ideologische Schimpfkanonaden loszulassen, ebenso Grenzen wie Bewerbungen um die Führungsposition. «Es schneidet dem Charisma das Wort ab», wie der politische Philosoph Bernard Harcourt sagt.⁸

Diese Form der Rede wurde von den berühmten Handzeichen begleitet, mit denen man Zustimmung, Ablehnung, Zwiespältigkeit oder ein Veto signalisieren konnte. Occupy versuchte, jede Entscheidung durch die Generalversammlung zu treffen, von der Festlegung des politischen Standpunkts über Vorgehensweise und Strategie bis zur Organisation des Alltags im Zeltlager. Nachdem sich dies irgendwann als zu umständlich erwies, wurden bestimmte Fragen in sogenannten «Sprecherräten» (*spokes-councils*) behandelt. Die Sprecherräte bedeuteten keine Kapitulation vor einer Delegiertenpolitik. Sie waren vielmehr als Modifikationen des Partizipationsprinzips der Generalversammlung gedacht. Der Ausdruck *spokes* bezieht sich dabei nicht auf privilegierte Repräsentanten, sondern auf die Speichen (*spokes*) eines Rads. Die ernannten Personen saßen in der Mitte, während sich hinter ihnen strahlenförmig ihre Bezugsgruppe ausbreitete, die bereit war, sich zu beraten und einzuschalten.

Sprache war der springende Punkt von Occupy. Natürlich waren die herrschenden Mächte angesprochen, auch wenn die Weigerung, sich direkt an sie zu wenden, bedeutete, dass die vermittelte Botschaft eher etwas von einer mitgehörten Unterhaltung hatte. Es ist wohl eine Binsenweisheit, wenn ich feststelle, dass sich die Sprache des Protests genauso sehr an die Protestierenden richtet wie an den Adressaten des Protests. Sprechchöre und Parolen bekräftigen die Gruppenidentität und das gemeinsame Ziel, sie steigern die Begeisterung und trommeln die schwächelnden Truppen zusammen. Doch war die Sprache der Bewegung noch in einem tieferen Sinne nach innen gerichtet, und in diesem Zusammenhang müssen wir uns über die Idee einer vorwegnehmenden, «präfigurativen» Politik Gedanken machen. Die demokratischen Bestrebungen von Occupy Wall Street zielten über etwaige Forderungen an die etablierte Macht hinaus. In den täglichen Praktiken, die sich im Zucotti-Park und an anderen besetzten Orten herausbildeten, versuchte die Bewegung eine positive, alternative Form von Sozialität und Politik zu entwerfen, in der Gleichheit der zentrale Wert und die Möglichkeitsbedingung sozialer und politischer Beziehungen wäre. Occupys Generalversammlungen mit ihren zeitraubenden und geduldigen Diskussionen und Konsensfindungsprozessen veranlassten einige Medien

- 9 Michael Taussig: *I'm So Angry I Made a Sign*, in: Mitchell u.a.: *Occupy*, S. 3–43.
- 10 David Graeber: *Possibilities. Essays on Hierarchy, Rebellion and Desire*, Oakland 2007, S. 378.

zu spöttischen Kommentaren. Für die Beteiligten aber waren dies entscheidende, sie persönlich verändernde Gehversuche in tiefer Demokratie.

Wenn Medienvertreter die Ziele der Occupy-Aktivisten zu ergründen versuchten, waren sie regelmäßig verwirrt über den offensichtlichen Mangel an Anführern oder Anführerinnen und offiziellen Sprechern. Nur war dies kein organisatorisches Versagen, sondern ein organisatorischer Grundsatz von Occupy – dies sollte eine Bewegung ohne starke Führungspersonen sein, die nichthierarchisch, egalitär und offen wäre und deren Entscheidungsprozesse horizontal zwischen den Teilnehmern stattfänden statt vertikal zwischen Führern und Fußvolk. Gewiss schloss Occupy auch die Art von karnevalesken Momenten ein, die Teil jeder populären Protestbewegung zu sein scheinen, vor allem die Proliferation an Zeichen, die die Pointe ihres zentralen Mottos, «Wir sind die 99 %», in die Sphären sardonischen Witzes und surrealer Umkehrungen vorantrieb. Der Anthropologe Michael Taussig hat sie in einem wundervollen Essay festgehalten, der den Titel trägt: «*I'm So Angry I Made a Sign*».⁹

Viel bemerkenswerter als die karnevalesken Momente war der Ernst, mit dem die Teilnehmer das Projekt betrieben, eine Gemeinschaft auf der Grundlage von Gleichheit und direkter Demokratie zu formen. David Graeber, der in engem Zusammenhang mit Ereignissen stand, die zu der Besetzung führten, betrachtete Occupy als einen Fall von vorwegnehmender Politik. Unter einer solchen präfigurativen Politik wie unter anderen Formen von direkter Aktion versteht er «die Vorwegnahme jener wahrhaft freien Gesellschaft, die man schaffen möchte. Revolutionäres Handeln ist keine Form von Selbstaufopferung, bei der man in grimmiger Entschlossenheit alles tut, was nötig ist, um eine zukünftige Welt der Freiheit zu verwirklichen. Sie ist trotziges Beharren darauf, so zu handeln, als sei man schon frei.»¹⁰ Die protestierende Menge in Lower Manhattan widerlegte die altgedienten rhetorischen Figuren, mit denen die Verteidiger des Status Quo die politische Militanz kaltzustellen und die breite Öffentlichkeit durch Panikmache und Erregung von Abscheu zu immunisieren versuchten. Occupy verabschiedete sich aber auch von linken Standardmodellen der Masse in Aktion, von denen

sich grob gesprochen zwei unterscheiden ließen: erstens die jakobinische Idee der großen revolutionären *journée*, verkörpert von solchen Momenten wie dem Sturm auf die Bastille oder der Rückkehr des Königs und der Königin aus Versailles; und zweitens die marxistisch-leninistische Idee einer Basis, die als Werkzeug einer avantgardistischen Führung agiert. In beiden Fällen ordnet sich die breite Masse in ihrer Rolle Anführern unter, die entweder das Handeln der Menge anhand von anderweitig getroffenen Entscheidungen lenken oder darauf hoffen, aus einer Situation Nutzen zu ziehen, die durch die schiere Macht und das Spektakel einer spontanen Massenmobilisierung geschaffen wurde. Occupy Wall Street präsentierte ein Gegenmodell dazu, einen rasanten Übergang von vertrauten Protestformen zu einem sich selbst organisierenden Experiment in gemeinschaftlichen, egalitären Lebensformen und direkter Demokratie.

Natürlich stieß Occupys Form der direkten Demokratie in der Praxis auf Schwierigkeiten. Der Konsens war oft eher ein angestrebtes Ideal als realiter erreicht. Von dem Recht jedes einzelnen, Vorschläge in den Generalversammlungen zu blocken, das als außerordentliche Maßnahme gedacht war, wurde zu oft Gebrauch gemacht, obwohl man natürlich genauso oft fragen könnte, wann genau ein Recht zu oft ausgeübt wird und wer das beurteilt. Viele Teilnehmer verausgabten sich völlig in den scheinbar endlosen Versammlungen, die unter den erschwerten Bedingungen eines Zeltlagers und drohenden Schikanen und Angriffen der Polizei stattfanden. Arbeitnehmer fanden es zunehmend schwierig, ihre werktäglichen Pflichten und ihre bürgerschaftlichen Aktivitäten in dieser neuen autonomen Zone unter einen Hut zu bringen. Und ohne konkrete Forderungen drohte das bloße Überleben der Bewegung zum Selbstzweck zu werden und eine Form von Narzissmus bei den Vollzeitaktivisten heraufzubeschwören, die sich der Sache ohne Einschränkungen zu widmen vermochten. Doch von solchen Einschränkungen und Unstimmigkeiten abgesehen ist es bereits ein bedeutsames Ereignis, dass die Ideen von Gleichheit und direkter Demokratie die Vorstellungskraft und die Leidenschaften so vieler Menschen gleichzeitig erfassen und mit solchem Ernst erprobt werden konnten.

Auch wenn sich Occupy über die bekanntesten und am tiefs-

- 11 David Graeber: *Direct Action. An Ethnography*, Oakland 2009, S. 11 [wie auch weitere Zitate in der stark gekürzten und veränderten dt. Fassung: *Direkte Aktion. Ein Handbuch*, übers. von Sophia Deeg, Hamburg 2013, nicht enthalten, A.d.Ü].
- 12 Graeber: *Direkte Aktion*, S. 99.

ten verankerten linken Modelle des Handelns von Massen hinwegsetzte, bediente sich die Bewegung doch aus einer reichen Geschichte von Praktiken. Verschiedene Kommentatoren haben auf den kumulativen Einfluss von Strategien und Ansätzen einer ganzen Abfolge von Bewegungen hingewiesen: der Bürgerrechtler, der Vietnamkriegs-, Atomkraft- und Globalisierungsgegner. Die Wurzeln von Occupy Pochen auf einer demokratischen Konsensfindung wiederum wurden in der Neuen Frauenbewegung und letztlich in der Praxis der Quäker ausgemacht. Vor allem aber hat Occupy Verbindungen zu anarchistischem Gedankengut und politischem Handeln.

Es lohnt sich, an dieser Stelle auf David Graeber zurückzukommen, jenen akademischen Anthropologen und Aktivisten, der sich vor seinem Engagement bei Occupy an der Antiglobalisierungsbewegung der späten 1990er und frühen 2000er Jahre beteiligt hatte. 2009 veröffentlichte er eine, wie er es nannte, Ethnographie der direkten Aktion, die auf seinen teilnehmenden Beobachtungen von Aktionen unter anderem in Seattle und Quebec City sowie im Direct Action Network beruhte. Der Grund, warum er das Buch verfasst habe, so Graeber, sei eine vertrackte Frage gewesen, die er als Dilemma der «Repräsentation» bezeichnet. Er schreibt: «Wir haben eine Bewegung, die ihrem Selbstverständnis nach neue Formen der Demokratie entwickelt, doch kann ihr realer demokratischer Prozess aus Sicherheitsgründen irgendjemandem außerhalb der Bewegung allenfalls in abstraktester Form dargelegt werden. Alle sind so besorgt über die Gefahren der legalen Repression, dass man nie konkret über das sprechen kann, was sich in einem bestimmten Treffen genau zugetragen hat.»¹¹ An späterer Stelle im Buch merkt er an, dies sei deshalb besonders ärgerlich, weil die Versammlungen, die auf eine Massenaktion hinarbeiteten, in gewisser Weise wichtiger seien «als die Aktionen selbst, bei denen die Auseinandersetzung mit feindlich gesonnenen Kräften im Vordergrund steht. Die Zusammenkünfte der Aktivistinnen und Aktivisten [hingegen] sind unverfälschte soziale Experimentierfelder, Räume, in denen die Beteiligten sich gegenseitig so behandeln können, wie sie es für richtig halten, und ansatzweise die Welt schaffen können, die sie sich wünschen.»¹²

In gewisser Weise war Occupy wie eine einzige lange Planungssitzung, nur dass die Sitzung selbst zum vorrangigen Aktionsmodus wurde. In dieser Hinsicht gelang Occupy Wall Street etwas Bedeutendes. Es holte diese verborgenen Praktiken ans Tageslicht und machte sie so sichtbar wie nie zuvor. Obwohl sich die Ängste vor der legalen Repression, die Graeber 2009 erwähnte, als allzu berechtigt erwiesen, brach Occupy aus dem aktivistischen Ghetto aus und führte vor den Augen der Welt ein soziales Experiment durch. Zudem tat Occupy dies mehr oder weniger im selben Moment, in dem ähnliche Experimente in anderen Teilen der Welt sichtbar wurden, unter den *Indignados* in Spanien, auf dem Syntagma-Platz in Athen, in Italien und in vielen Teilen der arabischen Welt. Wenn die anarchistische Überzeugung, dass Freiheit ansteckend ist, irgendeinen Wert hat, dann sind solche Momente die größte Propaganda der Tat.

Bei allen lokalen Variationen zeigen die organisatorischen Modelle dieser Bewegungen auffällige Gemeinsamkeiten. Manuel Castells schreibt diese Ähnlichkeiten dem Einfluss des Internets zu, das «gegenseitige Befruchtung, gegenseitige Konsultation und Feedback» erleichtere. «Da die meisten Besetzungen ihre eigene Website hatten, wurden alle organisatorischen Grundsätze und die Erfahrungen mit gemeinschaftlichen Entscheidungsprozessen gepostet und über das Netzwerk der Besetzungen kommuniziert.»¹³ Castells ist zweifellos zuzustimmen, dass das Internet eine entscheidende Rolle bei der Koordination dieses internationalen Phänomens spielte, das nach 2011 etwa in Brasilien, der Türkei und Hongkong seine Fortsetzung fand. Doch hat er nur bedingt Recht, wenn er dem Netz eine Hauptrolle bei der Prägung der unmittelbaren Organisationsform zuspricht. Castells erkennt ihre Wurzeln in «althergebrachten anarchistischen Grundsätzen», behauptet aber im Zusammenhang mit der «rhizomatischen Revolution» in Spanien, dass diese Form «im Falle dieser Bewegung nicht ideologisch» war. «Sie war mit der Erfahrung von Internet-Netzwerken gegeben, in denen Horizontalität die Norm ist und kein großes Bedürfnis nach einer Führung besteht, weil die Koordinationsfunktionen vom Netz selbst durch die Interaktion zwischen seinen Knoten ausgeübt werden können.»¹⁴ In Spanien wie in Amerika schuf die Erfahrung des Inter-

13 Castells: *Networks of Outrage and Hope*, S. 178.

14 Ebd., S. 129.

- 15 David Graeber: *The Democracy Project. A History, A Crisis, A Movement*, New York 2013, S. 89.
- 16 Umfragen zufolge bestand die Mehrheit der aktiven Teilnehmer aus «jungen Fachkräften und Studierenden in der Altersgruppe zwischen 20 und 40, mit einem etwas höheren Anteil von Frauen als Männern»; zitiert nach Castells: *Networks of Outrage and Hope*, S. 166.
- 17 Graeber: *Direct Action*, S. 12.

nets wahrscheinlich günstige Bedingungen für Neulinge, die Parallelen zwischen diesem Stil von politischem Aktivismus und bestimmten Verhaltensweisen in der virtuellen Welt erkennen konnten. Trotzdem müssen wir dem technologischen Determinismus von Castells' Position ebenso widersprechen wie seinem vagen und eher beiläufigen Verweis auf überlieferte anarchistische Prinzipien. Viel wichtiger ist es zu sehen, dass die organisatorischen Formen und Praktiken dieser neuen Gruppen im Laufe einer ganzen Reihe von Jahren aktiv ausgearbeitet und erprobt worden sind.

Wenn die Praktiken der Bewegung eine Grundlage im Anarchismus hatten, dann wahrlich nicht nur im allgemeinen, zeitlosen Anarchismus. Graeber nennt sich selbst einen «Anarchisten mit kleinem a»; er versteht darunter die «Sorte, die bereit ist, in breiten Koalitionen zu arbeiten, solange sie nach horizontalen Prinzipien operieren». «Seit Jahrzehnten», führt er aus, «hat die anarchistische Bewegung viel von unserer kreativen Energie daringesetzt, Formen eines egalitären politischen Prozesses zu entwickeln, die tatsächlich funktionieren; Formen direkter Demokratie, die tatsächlich innerhalb selbstverwalteter Gemeinschaften außerhalb eines jeden Staates umsetzbar wären.»¹⁵ Dieses Bemühen blieb nicht ohne innere Kämpfe in der anarchistischen Bewegung selbst; es gibt in diesem Zusammenhang Anzeichen für einen Generationenkonflikt, die sich durchaus mit dem jungen demographischen Profil von Occupy Wall Street decken.¹⁶ Der Mittfünfziger Graeber berichtet über seine eigene Entfremdung von dem Anarchismus der 1980er und eines Großteils der 1990er Jahre. Dieser erschien ihm als «kleinkariert, atomisiert und sinnlos streitsüchtig – voller Möchtegern-Sektierer, deren Sekten nur aus ihnen selbst bestanden».¹⁷ Noch bezeichnender ist ein Wortwechsel, den Graeber in seiner Ethnographie der direkten Aktion notiert; er entspann sich im Mai 2000 im Rahmen eines Trainingsseminars des Direct Action Networks zum Thema «Konsens und Moderation». Der Moderator namens Mac räumt ein, es gebe Situationen, in denen ein Konsens einfach nicht möglich ist.

Als wir Obdachlose in Toronto organisierten, haben wir es

wieder und wieder versucht. Die Treffen dauerten ewig, jeder stand auf und schwang Reden, niemand hielt sich an die Reihenfolge, stattdessen unterbrach man sich und stritt miteinander ...

George [*lacht*]: Klingt nach einem Haufen alternder Marxisten.

Megan: Oder vielmehr nach den meisten Anarchisten über vierzig oder fünfzig.

Sara: O mein Gott, ich war letzte Woche beim Brecht-Forum auf einem Treffen des Libertären Buchclubs, da waren fast nur Anarchisten der älteren Generation. Und ich konnte es kaum glauben: Haben diese Typen jemals etwas von einem Prozess gehört? Oder auch nur von grundsätzlichem Respekt gegenüber anderen Menschen? Die sprangen alle auf die Stühle und schnitten sich das Wort ab, und einmal, ungelogen, schrien sich zwei von ihnen regelrecht an.

Graeber kommentiert: «Tja, nun wissen Sie, warum ich mich in den ersten 38 Jahren meines Lebens von anarchistischer Politik ferngehalten habe.»¹⁸

Dieses bescheiden anarchistische Ideal einer demokratischen Kultur, die auf Konsensfindung beruht, versucht, über die verbrauchten Formen der politischen Organisation ebenso hinauszugehen wie über die Alles-oder-nichts-Mentalität, die nicht nur die etablierte politische Idee der Mehrheitsherrschaft bestimmt, sondern auch den Stil der Hauptströmungen des Sozialismus, den Anarchismus eingeschlossen. Sie fordert darüber hinaus eine einflussreiche Schule des politischen Denkens heraus, die auf der Linken in den Jahren nach 1968 in Mode kam, nämlich einen politischen Stil, der die fragmentierte Landschaft der neuen sozialen Bewegungen mit offenen Armen begrüßte und den Zusammenbruch von Allgemeinheit und Totalität als per se befreiende Ereignisse feierte. Eine emblematische Ausformulierung dieser Sensibilität findet sich in Jean-François Lyotards Bericht *Das post-moderne Wissen*, in dem «Konsens» grundsätzlich als Zwang verstanden wird und eine auf Paralogismen setzende Politik des «Dissenses» das Emanzipationsversprechen aufnimmt, das nach dem Scheitern der proletarischen Politik verwaist ist. Diese Vorstellung lebt noch in einem buchlangen Gespräch fort, das Judith Butler und die griechische politische Theoretikerin Athena At-

18 Ebd., S. 304.

- 19 Judith Butler/Athena Athanasiou: Die Macht der Enteigneten. Das Performative im Politischen, übers. von Thomas Atzert, Zürich/Berlin 2014, S. 105.

hanasiou 2013 veröffentlichten; Athanasiou verkündet hier die Notwendigkeit, eine neue «Ethik des Dissenses» zu entwickeln. Nachdem die Möglichkeit einer Revolution im marxistischen Stil eindeutig vom Tisch ist, können sich Butler und Athanasiou jenseits dieses angeblich befreienden Dissenses keine anderen Optionen mehr vorstellen als einen «Liberalismus, der ein individualisiertes, selbstständiges, entkörperlichtes Selbst behauptet», und einen «normalisierenden, konservativen Kommunitarismus».¹⁹

Konsens, das war für die Strömung des politischen Denkens, die wir postmodern nennen können, ein finsternes und gefährliches Wort. Es ist aber das Herzstück der aktivistischen Kultur, die sich seit den 1990er Jahren in vielen Teilen der Welt herausgebildet hat. Dieser konsensorientierte Geist beschäftigt sich nicht nur damit, wie man Kompromisse erzielt, und er ist auch keine Rückbesinnung auf die liberale Idee eines Modus vivendi zwischen konkurrierenden Interessen, wie es die Idee der «Überparteilichkeit» (*bipartisanship*) war, die Barack Obama in den ersten Jahren seiner Präsidentschaft glücklos verfochten hat. Genauso wenig beruht er auf der Behauptung jener Art von rationalem und universellem Konsens, an dem sich unverändert der politische Idealismus von Liberalen wie Jürgen Habermas orientiert. Gemäß der Vorstellung, Demokratie sei etwas Kreatives und Innovatives, zielt der Konsens vielmehr idealerweise auf eine Synthese, auf die Verschmelzung abweichender Standpunkte, eine Verschmelzung aber, die im experimentellen und erfahrungsbezogenen Kontext einer vorwegnehmenden Politik stattfindet, in der das Ersinnen weiterer Alternativen ein Wert ist, der den Konsens selbst in Bewegung hält.

Deutlich erkennen Butler und Athanasiou in ihrem Gespräch, dass der Geist des Konsenses ein bestimmtes Modell von Subjektivität infrage stellt. Doch ist hier Vorsicht geboten, denn sobald wir von einer Entschärfung des Egoismus sprechen, flirtet wir wieder mit der alten Vorstellung, dass das Individuum in Massensituationen in eine Art kollektivem Gruppendenken aufgeht oder in kollektive Hysterie versetzt wird. Dies ist nicht nur ein Diskurs der Rechten. Auch linke Denker haben sich bereitwillig der Durkheimschen Begrifflichkeit des Überschäumens bedient, um den Rausch der Masse zu beschreiben, jenen Moment, in

dem das Alltägliche sistiert wird und die Gemeinschaft unmittelbar Tuchfühlung mit dem Heiligen aufnimmt, was mit Durkheim gesprochen nicht mehr und nicht weniger als die konstitutive Macht der Gesellschaft selbst ist.

Erinnern wir uns an Foucaults Begeisterung für die Iranische Revolution. Zuvor, in den 1970er Jahren, war Foucault – gestützt auf seine Mikrophysik der Macht – im Wesentlichen von «mobilen und transitorischen Widerstandspunkten» ausgegangen, wie er das nannte, statt auf große «radikale Brüche» zu setzen.²⁰ Beim Ausbruch der Revolution im Iran aber schrieb er atemlos: «Die zeitgenössische Welt wimmelt von Ideen, die entstehen, sich regen, auftauchen oder verschwinden und Menschen und Dinge durcheinanderrütteln. Das geschieht nicht nur in den Intellektuellenkreisen oder in den Universitäten West-Europas [...]. Es gibt mehr Ideen auf Erden, als die Intellektuellen sich vorzustellen vermögen. [...] Der Geburt von Ideen und der Explosion ihrer Kraft muß man beiwohnen: nicht in den Büchern, die sie zum Ausdruck bringen, sondern in den Ereignissen, in denen ihre Macht sich äußert, und in den Kämpfen, die im Umkreis dieser Ideen, für oder gegen sie geführt werden.»²¹ Kritiker haben dagegen eingewandt, dass eine solche Sprache die Demonstranten zu erhabenen Objekten der Opposition erhöht, eine Art transparenter Authentizität in der direkten Aktion behauptet und die Möglichkeit radikaler Politik als eines geordneten, deliberativen Prozesses effektiv negiert.²² Genau diese Ideenkonstellation lebt im Gespräch zwischen Butler und Anastasiou fort. Ihr Band heißt im Englischen *Dispossession*, und mit der Wahl dieses Titels bekennen sie sich zu einer von ihnen wahrgenommenen Aporie: nämlich der Aporie zwischen einer Enteignung als Erfahrung eines Verlustes – von Land, Geld, Arbeit, Status, Identität, Autonomie –, die Menschen zur Rebellion treibt, und einer Enteignung als Ausschluss eines einheitlichen und souveränen menschlichen Subjekts, das in ihren Augen nichts anderes ist als die ideologisch konstruierte Form der neoliberalen Subjektivität. Die Enteignung in diesem zweiten Sinne unterfüttert ihre Beschreibung eines Protests, in dem das Selbst ek-statisch ist, «neben sich» steht oder «außer sich» ist, verwiesen «auf die Zugehörigkeit zu anderen, die ebenfalls immer schon selbst dezentriert und «aus den Fugen» ge-

20 Michel Foucault: *Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1: *Der Wille zum Wissen*, übers. von Ulrich Raulff/Walter Seitter, Frankfurt/M. 1995, S. 117.

21 Zitiert nach Didier Eribon: *Michel Foucault. Eine Biographie*, übers. von Hans-Horst Henschen, Frankfurt/M. 1993, S. 403.

22 Vgl. Gayatri Chakravorty Spivaks klassischen Aufsatz *Can the Subaltern Speak?* *Postkolonialität und subalterne Artikulation* [1988], übers. von Alexander Joskowitz/Stefan Nowotny, Wien 2008. Vgl. auch Rosemary Scullion: *Michel Foucault the Orientalist. On Revolutionary Iran and the «Spirit of Islam»*, in: *South Central Review* 12/2 (1995), S. 16–40; sowie Georg Stauth: *Revolution in Spiritless Times. An Essay on Michel Foucault's Enquiries into the Iranian Revolution*, in: *International Sociology* 6/3 (1991), S. 259–280.

23 Butler/Athanasίου: Die Macht der Enteigneten, S. 104f.

24 Ebd., S. 104.

raten sind, an Normen gebunden, die über sie hinausgehen, in mannigfacher Weise enteignet». ²³ Vor dem Hintergrund dieser Beschreibung eines überschäumenden Rausches verwundert es nicht, dass die Autorinnen lediglich die performative Dimension des Protests herausstreichen können, die körperliche Manifestation des ausgesetzten Körpers auf der Straße. Und es ist auch kein Wunder, dass sie die emotionalen Dimensionen dieses In-Gemeinsamkeit-Seins betonen, «Entrüstung, Verzweiflung, Begehren, Empörung und Hoffnung». ²⁴

Zweifellos beinhaltete Occupy Wall Street ein erhebliches Maß an Inszenierung, zusammen mit einer ganzen Bandbreite von Gefühlen. Schließlich ist der Affekt mit Sprache verbunden, und obwohl es die verstärkte Sprache eines Chors ist, die diesen Effekt erzeugt, ist es kein Chor, der Parolen skandiert, und keine einfache Ruf-Antwort-Form. Es handelt sich vielmehr um eine Gruppenstimme, die einzelne Botschaften von individuellen Sprechern weiterleitet, Botschaften, die, einmal wiederholt, in den fließenden Austausch von Ideen, Meinungen und artikulierten Gefühlen eingehen. Die neue, von Occupy vorweggenommene Gemeinschaft ist schließlich eine freiwillige. Anders gesagt: Das Modell eines konsensorientierten Prozesses im Herzen von Occupy Wall Street umfasst zwei gleichermaßen zwingende Werte, das durchdringende, lebhafteste Bewusstsein einer Gemeinschaft von Gleichen und das Verlangen nach individueller Autonomie, kurzum, die beiden Werte, die sich im Anarchismus stets gegenseitig gestützt haben.

Das bringt uns zu einem letzten Punkt. Damit all dies funktionieren kann, muss die Menge real und versammelt bleiben. Die direkte Begegnung ist entscheidend, wie eine erheblich geschwächte Occupy-Bewegung feststellen musste, nachdem die Polizei überall in Amerika ihre Lager gewaltsam zerstört hatte. Doch ist es nicht weniger wichtig, das Überschäumende in die harte und mühevollen Arbeit der Politik zu überführen, obwohl es natürlich um eine Politik geht, die sich der üblichen Bedeutung des Begriffs entzieht. Als sich die Besetzungen im Herbst 2011 in die Länge zogen, kamen Kritiker inner- und außerhalb der Bewegung zu der Überzeugung, es sei ein Fehler, dass sich die Aktivist:innen so darauf kaprizierten, sich im Zucotti-Park zu behaupten,

statt sich auf konstruktive Initiativen mit größerer Reichweite zu konzentrieren. Doch hatten die Aktivisten und Aktivistinnen recht, denn sie wussten um die Bedeutung von Zeit und Ort. Sie wussten, dass das Internet und die sozialen Medien keine virtuelle Agora bieten würden. Am 7. Juni 2013 – auf dem Höhepunkt der Besetzung des Gezi-Parks im Zentrum von Istanbul, einige Tage bevor die Polizei mit Gewalt jeden Anflug von demokratischer Politik vom Platz fegte – zog Michael Kimmelman in der *New York Times* eine ziemlich offensichtliche Lehre aus der von neuem turbulenten Welt des demokratischen Aktivismus seit 2011: «So zeigt sich, dass der öffentliche Raum und selbst ein so bescheidener und chaotischer Streifen davon wie der Taksim [-Platz] – prinzipiell mächtiger ist als die sozialen Medien, die virtuelle Gemeinschaften hervorbringen. Revolutionen finden leibhaftig statt. Auf dem Taksim haben sich Fremde gefunden und ihre gemeinsamen Anliegen und ihre kollektive Stimme entdeckt. Die Macht von Körpern, die zusammenkommen, hat, zumindest für den Moment, einen demokratischen Moment geschaffen [...]»²⁵ Doch geht das nicht weit genug. Die Erfahrung von Occupy zeigt, dass der konstitutive Moment der Demokratie mehr als bloße im öffentliche Raum versammelte Körper umfassen kann und sollte; dass die Spektakel einer Massenversammlung und sich bewegender Körper von Sprechen und Zuhören abgelöst werden müssen; und dass, wenn die Menge mit einer demokratischen Stimme sprechen soll, diese Stimme sowohl singular als auch pluralisch sein muss. Die große Errungenschaft der Bewegung bestand darin, dass sie für kurze Zeit eine Gemeinschaft schuf, die eine robuste demokratische Kultur vorwegnahm, ihren Kampf mit globalen Kämpfen verband und dieses Experiment vor den Augen der Welt durchführte, so dass die Ansteckungskraft der Freiheit ihr Werk verrichten kann.

Aus dem Englischen von Michael Adrian

25 Michael Kimmelman: In Istanbul's Heart, Leader's Obsession, Perhaps Achilles' Heel, in: *The New York Times*, 7. Juni 2013, <https://www.nytimes.com/2013/06/08/world/europe/in-istanbul-taksim-square-an-achilles-heel.html> [25.1.2019].

Trump, die Medien und der Widerstand

1 <https://www.nytimes.com/2018/07/29/us/politics/trump-new-york-times-sulzberger.html>

Am Morgen des 29. Juli 2018 tweetete der amerikanische Präsident Donald Trump:

«Hatten ein sehr gutes Treffen im Weißen Haus mit A. G. Sulzberger, Chefredakteur der New York Times. Haben lange über die ungeheuren Berge an Fake News geredet, die in den Medien verbreitet werden, & wie aus diesen Fake News irgendwann der Ausdruck ›Volksfeind‹ geworden ist. Traurig.»

Zwei Stunden später ging Sulzberger mit einer Stellungnahme an die Öffentlichkeit, um der Darstellung des Präsidenten zu widersprechen und klarzustellen, dass er sich zu dem Treffen bereit erklärt hatte, «um Bedenken angesichts der überaus beunruhigenden pressefeindlichen Rhetorik des Präsidenten zum Ausdruck zu bringen», und dass er dem Präsidenten mitgeteilt habe, «seine Sprache sei nicht nur spalterisch, sondern in zunehmendem Maße gefährlich». Weiter führte er aus, dass «der Ausdruck ›Fake News‹ unwahr und schädlich ist», dass ihn aber «[Trumps] Charakterisierung der Journalisten als ›Volksfeind‹ weit mehr beunruhigt». Diese «entzündliche Sprache», so Sulzberger, «trägt zur zunehmenden Bedrohung von Journalisten bei und wird Gewalt provozieren», besonders im Ausland, «wo einige Regimes die Rhetorik des Präsidenten als Rechtfertigung für eine massive Unterdrückung von Journalisten benutzen». Trump reagierte auf diese Erklärung mit einer weiteren Verschärfung seiner Angriffe auf die Presse: Er setzte eine Reihe von Tweets ab, in denen er Journalisten als «unpatriotisch» bezeichnete, und wiederholte bei öffentlichen Auftritten vor Anhängern unbeirrt sein «Fake News»-Mantra.¹

Was wir derzeit beobachten, ist eine fundamentale Umwälzung des Verhältnisses von Journalismus, Politik und Demokratie. Ich möchte am Trump-Fall zeigen, dass diese Umwälzung das Ergebnis zweier miteinander verknüpfter Faktoren ist: nämlich einerseits grundstürzender Veränderungen der Medienlandschaft im 21. Jahrhundert, welche die Autorität der professionellen Journalisten und traditionellen gesellschaftlichen Eliten in Frage gestellt haben; und andererseits populistischer Bewegungen auf der Rechten wie auf der Linken, deren Sichtbarkeit, Struktur und Einfluss durch die neue Medienlandschaft befördert werden. Zusammen genommen haben diese Faktoren zu instabilen

politischen Rahmenbedingungen geführt, die sich durch ein komplexes Muster von «Widerständen» auszeichnen: Diese Widerstände artikulieren sich *mittels* der Medien, sie finden sich *auf* *Seiten* der Medien, richten sich aber auch *gegen* die Medien.

Die Entstehung eines neuen «Medienregimes»

In unserem 2011 erschienenen Buch *After Broadcast News*² haben Bruce Williams und ich zu zeigen versucht, wie mehrere ineinandergreifende Entwicklungen die Medienlandschaft von Grund auf verändern und damit einschneidende Konsequenzen für die politische Praxis in den Vereinigten Staaten mit sich bringen. Verschiedene politische, kulturelle und ökonomische Faktoren haben zu diesem Umbruch beigetragen, etwa das Ende des Kalten Krieges und die damit einhergehende Vorherrschaft des Neoliberalismus, ein deregulierender Marktpopulismus, der Presseorgane und journalistische Texte zu reinen Waren degradierte und sie damit zunehmend ihrer gesellschaftspolitischen Funktion beraubte; eine erstarkende Identitäts- und Differenzpolitik, im Zuge deren man eigentlich von der Vorstellung abrückte, professionelle Journalisten (und alle anderen Experten) hätten die Aufgabe, ein einheitliches, objektives Bild der sozialen und politischen Wirklichkeit zu zeichnen; die Globalisierung und, durch sie bedingt, die Bildung internationaler Medienkartelle und globaler Zuhörer- und Zuschauerschaften, welche die immer schon fragile Hypothese, dass die Interessen der Medienkonzerne im Wesentlichen mit den Interessen der Nation übereinstimmen, diskreditierten.

Diese Trends wurden durch eine Reihe neuer Informations- und Kommunikationstechnologien verstärkt; nach und nach kamen Fernbedienungen, Videorecorder und Festplattenrecorder, PCs, Kabel- und Satellitenfernsehen, mobile Smartphones und Tablets, das Internet und World Wide Web. Alle diese Informations- und Kommunikationstechnologien weisen bestimmte Eigenschaften auf, die Abramson, Arterton und Orren schon 1988 vorausschauend identifizierten: eine dramatische Zunahme der Menge an Informationen, die Menschen ohne größeren Aufwand zur Verfügung stehen; das deutlich «schnellere Sammeln, Abfragen und Übermitteln von Informationen»; «mehr Medien-

2 Bruce Williams, Michael X. Delli Carpini: *After Broadcast News. Media Regimes, Democracy, and the New Information Environment*, New York 2018.

- 3 Jeffrey Abramson, Christopher Arterton, Gary Orren: *The Electronic Commonwealth. The Impact of New Media Technologies on Democratic Politics*, New York 1988.
- 4 John Fiske: *Media Matters: Race and Gender in U.S. Politics*, Minneapolis 1996.
- 5 W. Lance Bennett, Alexandra Segerberg: *The Logic of Connective Action: Digital Media and the Personalization of Contentious Politics*, New York 2013.

kontrolle durch die Nutzer», zugleich aber auch «die größere Fähigkeit von Sendern, ihre Botschaften auf ein spezielles Publikum zuzuschneiden»; «eine größere Dezentralisierung der Medien»; und «größere Fähigkeit zur Interaktion».³

In Folge dieser politischen, kulturellen, ökonomischen und technologischen Umbrüche ist gerade ein Medienregime im Entstehen, dessen grobe Umrisse sich allmählich erkennen lassen. Es zeichnet sich dadurch aus, dass bestimmte Unterscheidungen nicht mehr vorausgesetzt oder durchgesetzt werden: nämlich die Unterscheidungen zwischen Nachrichten und Unterhaltung (unter anderem wegen der wachsenden Bedeutung satirischer Nachrichtenprogramme); zwischen massenmedialer und persönlicher Kommunikation (etwa durch die sozialen Medien); zwischen Informationsproduzenten und -konsumenten (beispielsweise durch den Gebrauch von Smartphone-Kameras oder durch private Blogs); zwischen Tatsachen, Meinungen und Überzeugungen (nicht zuletzt wegen der wachsenden Bedeutung parteiischer oder ideologischer Nachrichtenorgane und diverser «Fake News»-Quellen). Dies wiederum hat eine politische Landschaft geformt, die sowohl «multiaxial» ist (weil professionelle Journalisten ihre Torwächterfunktion an zahlreiche, wechselnde, oft bislang unsichtbare Akteure abtreten mussten) als auch «hyperreal» (weil die medial vermittelte Repräsentation der Wirklichkeit für individuelle und kollektive politische Deliberation, Meinungen, Überzeugungen und Verhaltensweisen genauso wichtig wird wie die ihr zugrunde liegenden materiellen Bedingungen oder sogar wichtiger als diese).⁴

Politik in der neuen Medienlandschaft

Die Geschwindigkeit, mit der es den populistischen Bewegungen von heute gelungen ist, zu wachsen, sich zu organisieren, in der virtuellen wie in der realen Welt zu mobilisieren⁵ und manchmal die öffentliche Agenda zu bestimmen, lässt sich unter anderem auf deren Fähigkeit zurückführen, die Multiaxialität des neuen Medienregimes mit seinen zahlreichen Eingangspunkten zum öffentlichen Diskurs, seinen vernetzten horizontalen und vertikalen Kommunikationsorganen und -technologien und seinen «hyperrealen» Tendenzen – die die Auswahl, Interpretation

und Überblendung von Tatsachen und Fehlinformationen, die Konstruktion und Stabilisierung unterschiedlicher, manchmal widersprüchlicher, immer aber vermittelter Weltansichten ermöglichen – für sich zu nutzen. Das wiederum hat eine politische Landschaft geschaffen, die in hohem Maße instabil und unvorhersagbar ist. Doch während sich die Auswirkungen dieses Umfelds auf das Verhältnis von Medien, politischen Eliten und der Öffentlichkeit seit mehreren Jahrzehnten langsam, aber unaufhörlich intensiviert haben, ist ihr ganzes Ausmaß erst in jüngster Zeit deutlich geworden. Trump ist nun der erste, der die Kernqualitäten des neuen Medienregimes vollumfänglich zu instrumentalisieren versteht.⁶ Die Methode, die Trump im Laufe seiner Karriere als Immobilien-Entrepreneur und als Star des Reality-TVs entwickelt und mit der Beratung des Rechtsanwalts Roy Cohn – der noch wegen seiner Rolle in McCarthys antikommunistischem, homophobem Kreuzzug in Erinnerung ist – perfektioniert hat, beruht auf einer Kombination aus PR und permanenter Medienpräsenz; Geschäftspraktiken, die keine ethischen und rechtlichen Grenzen kennen; dem strategischen Einsatz von Übertreibung und Desinformation; und einer aggressiven Reaktion auf jeden, der als Kritiker oder Bedrohung wahrgenommen wird.

Genau diese Mischung aus Spektakel, situationistischer Ethik, Taktik und Betrug war schon bei Trumps frühen Gastspielen in der Bundespolitik zu besichtigen, doch erst mit seinem Präsidentschaftswahlkampf im Jahr 2016 hat er sie zu voller Blüte getrieben – zu den Kernelementen seiner Strategie gehörten dabei Angriffe auf Medien und Konkurrenten sowie das permanente Streuen von Falschinformationen, um die Aufmerksamkeit der Medien zu kontrollieren und sich gleichzeitig direkt an die Basis seiner konservativen und wütenden Anhänger zu wenden. Als aus Trump, dem Kandidaten, der Präsident Trump wurde, änderte sich nichts an seinem Führungsstil oder seinem strategischen Einsatz unwahrer Behauptungen. Die Organisation *PolitiFact.com* kam zu dem Ergebnis, dass fast siebzig Prozent der überprüfbareren Behauptungen, die Trump zwischen Februar 2011 und August 2018 aufstellte, zum größten Teil falsch, gänzlich falsch oder waschechte Lügen waren.⁷ Das Online-Nachrichtenmaga-

6 Die allmähliche Veränderung der Wahlkampfführung wird erörtert in Bruce Williams, Michael X. Delli Carpini: A Changing Media Landscape, in: *The Oxford Handbook of Electoral Persuasion*, hg. von Liz Suhay, im Erscheinen.

- 7 <https://www.politifact.com/personalities/donald-trump/>
- 8 <https://www.politico.com/magazine/story/2016/09/2016-donald-trump-fact-check-week-214287>; <https://www.politico.com/magazine/story/2016/03/trump-fact-check-errors-exaggerations-falsehoods-213730>
- 9 https://www.washingtonpost.com/news/fact-checker/wp/2018/08/01/president-trump-has-made-4229-false-or-misleading-claims-in-558-days/?utm_term=.3ea7d682ef67
- 10 <https://www.buzzfeednews.com/article/craigsilverman/viral-fake-election-news-outperformed-real-news-on-facebook>

zin *Politico* schätzte, dass Trump in all seinen Einlassungen während des Präsidentschaftswahlkampfes 2016 im Durchschnitt alle drei bis fünf Minuten eine «falsche Darstellung, Übertreibung oder regelrechte Unwahrheit» unterbrachte.⁸ *The Washington Post* dokumentierte 4.229 «irreführende Behauptungen» – also durchschnittlich knapp acht pro Tag –, die Trump in den ersten 558 Tagen seiner Präsidentschaft äußerte.⁹ Und dieser Anschlag auf die Tatsachen ereignet sich bezeichnenderweise in einem Kontext, in dem der strategische Gebrauch von Desinformation generell um sich zu greifen scheint. So kam beispielsweise eine Untersuchung von *BuzzFeed* zu dem Ergebnis, dass die zwanzig wichtigsten Fake-News-Stories des 2016er-Präsidentschaftswahlkampfes, die von Schwindel-Websites und hyperparteiischen Blogs in die Welt gesetzt wurden, insgesamt eine größere Mobilisierung unter *Facebook*-Nutzern zur Folge hatten als die von den 19 wichtigsten Presseorganen produzierten zwanzig Top-Wahlkampf-Stories zusammen.¹⁰

Die neue Informationslandschaft ist natürlich nicht die Ursache für Trumps Erfolg – sein unerwarteter Sieg hatte durchaus reale soziale, ökonomische, politische und kulturelle Gründe. Doch seine Wahl, die außerhalb der traditionellen nationalen Nachrichtenmedien und politischen Parteien – und gegen deren konzertiertes Bemühen – erstritten wurde, wäre in der Medienlandschaft des mittleren und späten 20. Jahrhunderts undenkbar gewesen. Vergewärtigen wir uns das Phänomen Trump vor dem Hintergrund der charakteristischen Eigenschaften des Medienregimes unserer Tage. Verschwunden ist die ohnehin schon stark relativierte Unterscheidung zwischen Nachrichten und Unterhaltung: Die Berichterstattung gleicht heute eher einer Realityshow oder einer Fernsehserie, deren Publikumserfolg zum Teil auf Trumps Promistatus und seinen schieren Unterhaltungswert zurückzuführen ist. Die Art und Weise, wie er versucht, Journalisten über Twitter zu beeinflussen oder sie auf diesem Weg komplett zu umgehen und direkt mit seinen Anhängern zu kommunizieren, versinnbildlicht die Auflösung der Grenze zwischen persönlicher Kommunikation und Massenkommunikation. Indem Trumps Anhänger seine Botschaft über die sozialen Netzwerke im Internet, über Websites und Blogs verstärken und

verbreiten, werden sie zu Konsumenten und Produzenten politischer Informationen. Trump hat vorgeführt, dass eine öffentliche Figur nachweislich falsche Behauptungen aufstellen und für diese Falschaussagen gerügt werden kann, ohne dafür (bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt wenigstens) politisch im Mindesten zur Rechenschaft gezogen zu werden. Genau wie im Falle der oben beschriebenen populistischen Bewegungen sind die Bedingungen dessen wiederum die Multiaxialität und Hyperrealität der heutigen Informationslandschaft; dabei handelt es sich um Phänomene, die Trump zwar erfolgreich ausbeutet, die aber längst existierten, bevor er sich um das Amt im Weißen Haus bewarb.

Multiaxialität bedeutet unter anderem, dass Menschen per Mausklick oder Fernbedienung an Informationen gelangen, die genau das Gegenteil von dem behaupten, was sie bis dahin gehört, gelesen und gesehen haben. Unter diesen Umständen geschieht es leichter, dass ideologisierte Menschen Tatsachen einfach ignorieren und starr an ihren eingefleischten Überzeugungen festhalten, dass sich weniger stark politisch engagierte Menschen unsicher und verwirrt fühlen und dass die politischen Eliten aller Couleur diese Situation für ihre Zwecke ausbeuten. Die Hyperrealität wiederum schafft die Bedingungen dafür, dass konkurrierende Narrative, die ein Potpourri der Überzeugungen, Meinungen und alternativen Tatsachen sind, zur Grundlage des politischen Denkens und Handelns werden.

Die Kombination aus einem neuen Medienregime, erstarkendem Populismus und einem Führungsstil, der keine Skrupel hat, die schlechtesten Eigenschaften beider für sich arbeiten zu lassen, hat zu einem dichten Netz von miteinander verquickten politischen, persönlichen und parteipolitischen Kontroversen geführt. Es ist aber wichtig, nicht aus den Augen zu verlieren, dass die politischen, kulturellen, ökonomischen und technologischen Rahmenbedingungen, die sich Trump und seine populistischen rechten Anhänger erfolgreich zunutze machen, zugleich den Widerstand gegen ihn erleichtern. So dauerte es nur wenige Minuten, nachdem er seine Präsidentenanordnung für das Einreiseverbot aus sieben muslimischen Nationen unterzeichnet hatte, bis sich oppositionelle Gruppen und Individuen ebenjener Medien-

landschaft bedienten, die Trump ins Amt befördert hatte, um auf der ganzen Welt Spontan-Demonstrationen zu organisieren.

Die Politik des Widerstands

Was diese scheinbar widersprüchlichen Tendenzen miteinander verbindet, ist eine weitere emergente Eigenschaft des neuen Medienregimes: nämlich sein Potenzial, eine komplexe «Politik des Widerstands» zu erzeugen. Eine vermittelte Umwelt, in der es keinen maßgeblichen Torwächter der öffentlichen Agenda oder Schiedsrichter über wahr und falsch gibt; eine fast endlose Reihe von Kommunikationskanälen und -genres; und ein aus multiplen Knoten und Pfaden, aus vertikal und horizontal verknüpften Netzwerken bestehendes Kommunikationssystem sind ein fruchtbarer Boden für das Gedeihen ganz unterschiedlicher Diskursgemeinschaften mit ihren je eigenen Ethiken, Ästhetiken, Politiken und gar Epistemologien. In einer solchen Umwelt wird die Kontrolle über die machthabenden Institutionen weniger starr und vorhersehbar sein. Sie macht es einfacher, von vielen ideologischen Positionen aus Widerstand zu leisten.

Es sei daran erinnert, dass man Donald Trump mindestens bis zu seiner Wahl als Speerspitze eines konservativen «Widerstands» gegen Barack Obama, dessen Sozial-, Wirtschafts- und Außenpolitik sowie die Koalition der ihn unterstützenden «Anderen» (der Farbigen, Feministinnen, Einwanderer, der Kultureliten, Globalisierungsbefürworter etc.) begreifen konnte. Aus Sicht dieses konservativen «Widerstands» war das Ergebnis der Obama-Politik ein «tiefer Staat» (*deep state*), der die Rechte der Individuen und der einzelnen Staaten aushöhlte und eine Gefahr sowohl für die wirtschaftliche Sicherheit der Aufbegehrenden als auch für ihre Version der amerikanischen Kultur darstellte. Der Widerstand wurde gebildet aus einer lockeren Koalition rechts-populistischer Bewegungen, einem Kern wütender Wähler und – nicht ganz stimmig – den eher traditionellen Eliten der Republikaner, die ihre Chance gekommen sahen, Teile des regulierenden Staates abzubauen. Da diese Gruppen die *Mainstream*-Medien als Komplizen eines liberalen Griffes nach der Macht betrachteten und den durch sie verbreiteten Tatsachen misstrauten, wurde auch der «Widerstand» gegen diese Medien und Fak-

ten zur Pflicht. An deren Stelle trat eine Reihe konservativer Medienkanäle wie *Fox News*, *Breitbart*, *The Drudge Report*, *InfoWars* und Radiokommentatoren wie Rush Limbaugh. Auch die sozialen Netzwerke wie *Twitter* und *Facebook* waren Teil des Instrumentariums, dessen sich der konservative «Widerstand» bediente, und denen er doch zugleich Widerstand leistete, wenn es die Linke war, die diese Kanäle nutzte. Schließlich beförderten die *Mainstream*-Medien paradoxer- und unbeabsichtigterweise diese konservative «Widerstandsbewegung» am Anfang auch noch, weil sie in der Frühphase des Wahlkampfes unverhältnismäßig oft und ungefiltert über Trump berichteten. Grund dafür war im Wesentlichen, dass Trumps Wahlkampagne ein immer größeres Publikum erreichte und die Medien davon profitieren wollten.

Als Trump dann zum Präsidenten gewählt wurde, formierte sich rasch neuer «Widerstand», der von zwei sehr parallelen Sorgen getragen war: der Sorge um die Bemühungen der neuen Administration, die Sozial-, Wirtschafts-, Umwelt- und Außenpolitik zurückzufahren, nicht nur, aber auch die von Obamas Regierung ergriffenen Maßnahmen; und einer weitergehenden Sorge, dass Trump und die ihn stützenden rechtsgerichteten Kräfte dabei waren, die institutionellen und kulturellen Fundamente demokratischer Herrschaft zu zerstören. Die Bewegung des dagegen gerichteten Widerstands setzte sich aus einer ungewöhnlichen Koalition links-populistischer Gruppen zusammen: aus leicht nach links tendierenden, aber im Grunde dem Mainstream zugehörigen NGOs; Unternehmen und Wirtschaftsführern, die Trumps Politik aus ökonomischen Gründen ablehnten; Vertretern sowohl des eher gemäßigten wie des progressiven Flügels der Demokratischen Partei (und einer Handvoll von Vertretern der Republikanischen Partei); College- und Profi-Sportlern sowie anderen Medienstars; liberalen Religionsführern; und einigen ehemaligen und sogar ein paar derzeitigen Regierungsmitgliedern und Beamten. Zu dieser Gegenbewegung gehörten auch die Medien selbst. Keine große Überraschung, in ihren Reihen linke Nachrichtenorgane wie *MSNBC*, *The Daily Kos*, *Alternet*, *Independent Media Center*, *Mother Jones*, *Huffington Post* und *The Nation* zu finden, ebenso wie etwa die satirischen Nachrichtensendungen *The Daily Show*, *Last Week Tonight* und *Full Frontal*; zunehmend

aber mittlerweile auch altehrwürdige Nachrichtenquellen wie *The Washington Post*, *The New York Times*, *ABC*, *CBS* und die nationalen Nachrichtenprogramme der *NBC* sowie *CNN*, dessen redaktionelle Ausrichtung eher nach links tendiert, auch wenn seine Berichterstattung an den Objektivitätsstandards des Profi-Journalismus des 20. Jahrhunderts festhält. Selbst Schlachtrösser wie das *Wall Street Journal*, das sich redaktionell eher rechts der Mitte positioniert, sind in dieser Gegenbewegung vertreten. Und genau, wie es die konservative Bewegung hielt, die mit der Wahl Trumps an die Macht kam, dienten *Facebook*, *Twitter*, *YouTube* und *Google* (sowie die Konzerne, denen sie gehören) auch dieser Widerstandsbewegung zugleich als Orte der Mobilisierung des Widerstands, je nachdem, wer sich hier gerade zu Gehör brachte.

Ich behaupte keinesfalls, dass die rechten und linken Widerstandsbewegungen der jüngsten Zeit politisch oder moralisch gleichwertig wären – die Gefahr, die Trump für die liberale demokratische Praxis, das öffentliche Interesse, ja selbst für den menschlichen Anstand darstellt, scheint zweifellos wesentlich gravierender zu sein. Klar ist aber, dass die Möglichkeiten, die Individuen und Organisationen unterschiedlicher und konkurrierender Motive und politischer Interessen haben, um den Mächtigen Widerstand zu leisten, durch die Multiaxialität und Hyperrealität der gegenwärtigen Medienlandschaft vervielfacht wurden. Das neue Medienregime bietet den professionellen Nachrichtenorganisationen einen größeren Spielraum, in dem sie sich nicht nur als neutrale, objektive Informationsvermittler betätigen, sondern zu politischen Akteuren eigenen Rechts werden können. Es erhöht Anzahl und Reichweite von Medienorganen und -genres, die von «politischer Bedeutung» sind, ganz signifikant. Es stärkt ihre Rolle als Resonanzräume für Meinungen und Stimmen, die in der Vergangenheit marginalisiert wurden oder ungehört blieben. Politische Eliten und die Öffentlichkeit können sich unter diesen Bedingungen aussuchen, welchen Medien sie ihre Aufmerksamkeit schenken oder welche sie zu ihrem Sprachrohr machen. Kurz gesagt, die Medien spielen heute – als Themen-Setzer und Informationsquellen, als Kanäle und Plattfor-

men des öffentlichen Diskurses, als politische Akteure – eine immer wichtigere Rolle, wobei sie die politischen und ökonomischen Machthaber zugleich unterstützen *und* bekämpfen.

Weniger deutlich zeichnen sich allerdings die langfristigen Konsequenzen dieses Rollenwechsels der Medien von Wachhunden zu Agenten der Politik und von Tatsachen-Berichterstattem zu Richtern über selbst konstruierte Tatsachen ab. Ganz entscheidend wird es sein, ob sich die Multiaxialität dieses neuen Medienregimes nicht nur für den Widerstand, sondern auch für das Regieren einspannen lässt; nicht nur für die Herstellung und Aufrechterhaltung unterschiedlicher ideologischer Echokammern, die auf konkurrierenden Hyperrealitäten basieren, sondern auch um politisches Engagement zu ermöglichen und populistische Impulse in einer Weise zu kanalisieren, die demokratische Institutionen und Normen eher stärkt als gefährdet. Sollte dies nicht gelingen, dann müssten wir wohl dauerhaft mit Instabilität, Polarisierung und medienaffinen Populisten an der Macht rechnen.

Aus dem Amerikanischen von Bettina Engels

JULIANE VOGEL

Die Schere

Die Karriere eines Werkzeugs in den Künsten der Moderne

- 1 Antoine Compagnon: *La seconde main ou le travail de la citation*, Paris 1979, hier S. 27.
- 2 Vgl. Juliane Vogel: *Schnitt und Linie. Etappen einer Liaison*, in: Friedrich Teja Bach und Wolfram Pichler (Hg.): *Öffnungen. Zur Theorie und Geschichte der Zeichnung*, München 2009, S. 141–159, hier S. 143ff.
- 3 Francisco de Hollanda: *Vier Gespräche über die Malerei, geführt zu Rom 1538*. Originaltext und Übersetzung, Einleitung, Beilagen und Erläuterungen von Joaquim de Vasconcelles, Wien 1899, hier S. 63.

Die Geschichte der Schere in Kunst und Literatur der Moderne ist eine Erfolgsgeschichte. Seit dem 18. Jahrhundert dringt sie in die Ateliers und an die Schreibtische vor. In allen Bereichen der künstlerischen Produktion sind ihre Aktivitäten zu beobachten, und in immer größerem Ausmaß mischt sich das Schneiden mit der Schere in das Schreiben, Malen oder Zeichnen ein. Unter den Künstlern und Autoren taucht der «homme aux ciseaux»¹ auf, der sein Material ausschneidet, zuschneidet und zerschneidet. Die Arbeiten der Avantgarden sind ohne Schere nicht denkbar. Diese Karriere vollzieht sich jedoch nicht ohne Widerstände. Ihr Aufstieg, der sich durch das gesamte 19. Jahrhundert bis hin zum frühen 20. Jahrhundert abzeichnet, wird mit Vorbehalt wahrgenommen. Auch wenn ihre Bedeutung stetig zunimmt, bleibt ihre Reputation zweifelhaft und eine Scherenverachtung wirksam, die sich bis in die Renaissance zurückverfolgen lässt.² Scheren, so lassen sich die über sie geäußerten Urteile zusammenfassen, stiften keine Form und übertragen keine Schöpfungsimpulse. Seit Michelangelo, der ihre Hervorbringungen mit einem «Tümpel stehenden Wassers»³ verglich, wird ihr die Fähigkeit abgesprochen, etwas Neues zu schaffen. In den Händen der Künstler ist sie daher nicht gerne gesehen.

Diese Vorbehalte können den Selbstdarstellungen der «hommes aux ciseaux» abgelesen werden, die hier vorgestellt werden. Scheren lösen heraldische Krisen aus. Anhand dreier Beispiele aus dem 18., 19. und frühen 20. Jahrhundert lassen sich die Ambivalenzen aufzeigen, die das Verhältnis des Künstlers zur Schere

bestimmten. Zwei Portratarbeiten der Scherenkünstler Jean Huber (1721–1786) und Hans Christian Andersen (1805–1875) bezeugen den Argwohn, der das Schneiden mit der Schere begleitet, und das Zögern, sich diese als Attribut zuzurechnen. An ihnen sollen zunächst die Störungen sichtbar gemacht werden, die durch die heraldische Unbrauchbarkeit der Schere entstehen, und die Kräfte bestimmt werden, die sich ihrem Erscheinen widersetzen. Umgekehrt zeigen sie aber auch, wie die Schere von ihrer Randstellung her aktiv wird und aus der Position eines diskreditierten Werkzeugs die Konventionen des Künstlerportraits herausfordert. Zugleich aber geben sie Einblick in eine verborgene Szene, auf der sich ein anderer, nun von der Schere beherrschter Produktionsmodus vorbereitet. Dieser Backgroundmodus lässt auf eine Tätigkeit schließen, die sich vom Gedanken der schöpferischen Hervorbringung verabschiedet, die sich der Reproduktion annähert, in Zerstörungen äußert und in enge Verbindung zu weiblichen Tätigkeiten tritt.

Die folgenden Überlegungen konzentrieren sich daher zunächst auf den Backgroundmodus der Schere im Verhältnis zur Bildoberfläche. Sie setzen sie mit anderen künstlerischen Werkzeugen in Beziehung und durchmessen das Spannungsfeld zwischen einer sichtbaren und einer unsichtbaren, einer anerkannten und einer diskriminierten Tätigkeit. Sie zeigen, wie diese ihre Konkurrenten – den Pinsel, den Meißel, die Feder – zum Abgang zwingt oder wenigstens unter Zugzwang setzt. Von außen her interveniert die Schere in die Szenarien der klassischen Kunstproduktion, ohne dabei selbst in Erscheinung zu treten, und derangiert die heraldischen Arrangements, die das Künstlerportrait vorsah. Die zeitgenössische Imagination bereichert sie mit einer von der mentalen Kontrolle des Künstlers unabhängigen und als exzessiv beschriebenen Selbsttätigkeit, die sich gegen die Hegemonie der anerkannten Künstlerattribute richtet. Diese Selbsttätigkeit wird durch Leidenschaften angetrieben, aus denen Kränkung über ihre Zurücksetzung entsteht. Am Beispiel des Monteurs John Heartfield (1891–1968) wird am Ende zu sehen sein, wie die Schere selbst zum «Wappen»⁴ wird, und unter welchen Bedingungen sie nun auf die Bühne tritt.

Das erste Beispiel führt zunächst ins 18. Jahrhundert, in dem

- 4 Jean-Jacques Brousseau: *Anatole France en Pantoufles*, Paris 1924, S. 82: «Ah! Les ciseaux! Qui pourra chanter leur utilité, en littérature! On représente toujours le parfait écrivain, la plume d'oiseau au bout des doigts: c'est son arme, ses armoiries.» Die Kenntnis dieses Textes verdanke ich Marie Millutat.
- 5 Johann Wolfgang Goethe: *Briefe aus der Schweiz 1779*, in: Ders.: *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*, Münchner Ausgabe, Bd. 2, hg. v. Hannelore Schlaffer, Hans J. Becker u. Gerhard H. Müller, München 1987, S. 593–647, hier S. 606 (Cluse in Savoyen den 3. November); auch zitiert in: Garry Apgar: *Voir Voltaire. L'art singulier de Jean Huber*, Paris 1995, S. 18: «esprit», «imagination», «passion d'imiter».
- 6 Vgl. das Zitat von Beckford in: Apgar: *Voir Voltaire*, S. 73.



Abb. 1
Selbstdarstellung eines
Découpeurs: Jean Hubers
Selbstporträt, 1773.

die Scherenverachtung ihren Höhepunkt erreicht. Es betrifft den prominenten Scherenkünstler der französischen Aufklärung: Jean Huber, der der kleinen Gattung der Découpure zum Ruhm zu verhelfen und mit der Schere die Landschaftsmalerei und Historienmalerei zu erobern versuchte. Sein Ehrgeiz richtete sich darauf, die Schere mit jener schöpferischen Kraft auszustatten, die ihr innerhalb der hierarchischen Ordnung der Künste abgesprochen wurde. Goethe attestierte ihm bei einem Besuch in Genf: «Geist», «Imagination», «Nachahmungsbegierde»⁵ – und damit die Eigenschaften, die den originalen, schöpferischen und aus eigenem Vermögen produktiven Künstler der zeitgenössischen Auffassung nach kennzeichnen. Der englische Dichter William Beckford nannte Huber einen «Herkules mit seiner Keule» und bestätigte seinerseits den Aufstieg seiner in der Vergangenheit für ihre Kraftlosigkeit diskreditierten Kunst.⁶ Dieser erscheint ihm als Held, das Schneiden mit der Schere als ein Schlagen und Stoßen und somit als durchschlagende heroische Kraftbekundung. Hubers Selbstportrait von 1773 (*Abb. 1*) bezeugt dennoch die Beharrlichkeit der Vorbehalte gegenüber dem eigenen Werk-

zeug. Schon in der Wahl der Bildgattung liegen ein Ansuchen um Anerkennung und der in Gemäldeform gebrachte Wunsch, in den Kreis der Maler aufgenommen oder von diesen als ebenbürtig erkannt zu werden. Sein Spruch «anchio son pittore»⁷ greift eine Devise des venezianischen Malers Correggio auf und verleugnet das eigene Metier. Wir sehen die Selbstdarstellung eines Découpeurs, der die Erfahrung gemacht hatte, dass, wer mit der Schere arbeitete, weder Genie sein konnte noch von Genies wahrgenommen wurde. Wie Hubers Biograf Apgar berichtet, hatte dieser vergeblich versucht, mit seinen Scherenbildern die Aufmerksamkeit Friedrichs des Großen zu erregen. «Das Genie von Potsdam», so schrieb ihm sein Freund Melchior Grimm, «hatte nicht die Ehre, Ihre Arbeiten zu beachten.»⁸

Hubers Selbstporträt irritiert jedoch nicht nur, weil er sich als Scherenkünstler verleugnet. Das Scherenbild irritiert auch deswegen, weil er Anspruch auf den Malertitel erhebt, ohne sich selbst einen Pinsel in die Hand zu geben. Selbst wenn man berücksichtigt, dass sich Huber hier als Pastellmaler versucht und hier möglicherweise bei der Tätigkeit des Farbenverreibens darstellt,⁹ bei der kein Pinsel benötigt wird, bleibt doch verwunderlich, dass er bei der *mise en scene* seines künstlerischen Selbst auf ein Attribut verzichtet, das ihn hätte adeln können. Denselben Befund ergibt das ebenfalls als Pastell ausgeführte Selbstporträt: «Portrait de l'artiste de lui-même devant son chevalet» von 1760. Auffällig an diesen Selbstportraits ist nicht nur die Abwesenheit der Schere, sondern auch die Abwesenheit des Pinsels. Die gekrümmte Hand bleibt leer. Das von der Bühne des Selbstporträts verdrängte Werkzeug scheint den Erscheinungsraum des konkurrierenden Werkzeugs zu zerstören, ohne selbst die Lizenz zum Auftritt zu erhalten. Noch ist die äußere wie die innere Zensur gegen die Schere so wirksam, dass diese nur durch ihr Fehlen auf sich aufmerksam macht.

Die Kräfte, die am Misslingen dieser Bildanordnung, am Kompromiss der doppelten Absenz beteiligt sind, werden der Schere selbst zugeschrieben. Auch wenn nur eine auf den Künstler gerichtete Psychopathologie der Bildanordnung dieser Symptomlage gerecht werden kann, besteht der zeitgenössische Scherendiskurs auf dem Eigenwillen – oder besser gesagt: auf dem Mutwillen

7 Ebd., S. 48.

8 Vgl. Vogel: Schnitt und Linie, S. 141ff.

9 Für diesen Hinweis danke ich Monika Wagner.

10 Apgar: Voir Voltaire, S. 59.

11 Vgl. Juliane Vogel: Die Furie und das Gesetz. Große Szenen in der Tragödie des 19. Jahrhunderts, Freiburg im Breisgau 2002, S. 146ff.

12 Vgl. allgemein zu Andersens Materialästhetik: Klaus Müller-Wille: Sezierte Bücher. Hans Christian Andersens Materialästhetik, München 2017.



Abb. 2
Ölige alte Meister:
Horace Vernet malt Bertel
Thorvaldsen mit der Büste
von Vernet, 1833.

Abb. 3
Cutout nach Vernet:
Hans Christian Andersens
Scherenschnitt «Bertel
Thorvaldsen in seinem
Atelier», 1834.

der Schere. Jean Huber selbst legt ein Personenprofil seines Werkzeugs an, das Rachsucht und Renitenz vereint: «Les ciseaux ne veulent plus Servir un Infidèle qui les a Sacrificiez aux Crayons». ¹⁰ Im Kontext der Aufklärung ist die Wendung «ne veulent plus Servir» eine Kampfansage an die etablierten sozialen und künstlerischen Hierarchien, wie sie exemplarisch in Leporellos Eingangsarie aus Mozarts *Don Giovanni* zu hören ist, in der der Diener mit den Worten «non voglio piú servir» gegen den Herrn aufbegehrt. Rachsucht hingegen wird in der Einbildungskraft der Aufklärung immer mehr zu einer weiblichen Eigenschaft, die sich mit allen Zügen der Unberechenbarkeit gegen Verrat und Untreue zur Wehr setzt. ¹¹ Seine Schere präsentiert Huber als eine von Leidenschaften getriebene Akteurin, die sich der Kontrolle des Intellekts zu entziehen scheint und auf eigene Rechnung arbeitet. Die Repression der Schere als Attribut zugunsten anerkannter Werkzeuge geht nicht mehr ohne Gegenwehr vonstatten.

Das zweite Bild dieser Reihe stammt von einem *Homme de Ciseaux* des 19. Jahrhunderts. Es ist ein Scherenschnitt Hans Christian Andersens, dessen gesamtes schriftstellerisches Werk und insbesondere dessen Märchen der Poetik der Schere durchwegs verpflichtet sind. ¹² Erneut handelt es sich um eine Arbeit, die im Medium des Künstlerporträts das prekäre Verhältnis des Schneidens zu den anerkannten Künsten sichtbar macht. Bevor die Dynamiken dieser Konkurrenz näher beschrieben werden,

ist festzuhalten, dass sich die Aktivität der Schere auch hier gegen das Projekt der Selbstmonumentalisierung richtet. Mit guten Gründen interveniert sie erneut gegen die Gattung des Künstlerporträts, das einen Selbstdarstellungswunsch mit einem Anerkennungswunsch verbindet. Andersens Scherenbild dokumentiert zunächst die Notationsfunktion des Werkzeugs. Die Schere, die er bei seinen ausgedehnten Reisetätigkeiten mit sich führt, ist ein stets bereitbesetztes Aufnahmegerät mit profotografischen Aufgaben. Das Portfolio seiner Scherenschnitte enthält zahlreiche touristische Aufnahmen, die er unterwegs vor Ort anfertigte. Wenn Andersen den fotografischen Apparat als einen «Reisekoffer»¹³ bezeichnet, in den die ganze Welt eingepackt werden könne, kommt seiner Schere eine vergleichbare Funktion zu. Auch mit dieser kann das Gesehene schneller als mit Pinsel oder Meißel festgehalten werden. Schnelligkeit und Plötzlichkeit, beides Topoi des Scherendiskurses, die das Werk der Schere mit dem Augenblick assoziieren,¹⁴ bestimmen die Bildproduktion auch bei Andersen. Ebenso verdankt sich das hier gezeigte Scherenbild einer solchen schnellen Aufnahme. Es handelt sich um die 1833 anlässlich eines Atelierbesuches in Rom hergestellte Reproduktion eines Gemäldes des französischen Malers Horace Vernet, das den dänischen Bildhauer Bertel Thorvaldsen zeigt.¹⁵ (*Abb. 2, Abb. 3*) Neben der Freundschaft zwischen den beiden in Rom tätigen Künstlern dokumentiert es zugleich die Freundschaft der Schwesterkünste Malerei und Skulptur.¹⁶ Vernets Porträt zelebriert nicht nur den Bildhauer Thorvaldsen, sondern auch den Maler, der ihn und sein Werk ins Bild setzt, das heißt sich selbst. Die Büste, die hier auf der Stellfläche eines erhöhten Tabourets zu sehen ist, ist die Büste Vernets, der sich hiermit in seiner von Thorvaldsen idealisierten Gestalt portraitiert. Der Agon der Künste, den beide Künstler in Rom öffentlichkeitswirksam inszenieren, ist zugleich ein Agon inszenierter wechselseitiger Wertschätzung. Dabei wird die schöpferische Hand des Bildhauers zentral in Szene und demonstrativ mit seinem Werk in Verbindung gesetzt. Der Meißel zeigt an seinem schmalen Ende auf die Skulptur, die er hervorbrachte.

Wenn sich Andersens Schere nun dieses Gemäldes bemächtigt, reproduziert sie jedoch nicht nur ein vorgefundenes Bildfaktum.

- 13 Hans Christian Andersen: Tagebücher 1825–1875, übers. v. Gisela Perlet, Frankfurt/M. 2002. Zur Nähe zwischen Schere und Kamera vgl. auch Beth Wagner Brust: *The Amazing Paper Cuttings of Hans Christian Andersen*, New York 2004, S. 42.
- 14 Anke te Heesen: *Der Zeitungsausschnitt. Ein Papierobjekt der Moderne*, Frankfurt/M. 2006, S. 271.
- 15 Vgl. Eugène Plon: *Thorvaldsen. Sein Leben und seine Werke*, übers. v. Max Münster, Wien 1875, S. 193. Zur Wiederentdeckung des *Cut Outs*: Wagner Brust, *The Amazing Paper Cuttings*, S. 42ff.
- 16 Vgl. ebd., S. 174ff.

- 17 Apgar: Voir Voltaire, S. 45.
- 18 Den reduktiven Charakter seiner Arbeit betont Andersen selbst. Vgl. Hans Christian Andersen: Meines Lebens Märchen, hg. v. Tove Fleischer, Leipzig / Weimar 1989, S. 115.

Vielmehr fordert sie in dieser kleinen und brutalen Reproduktion die klassischen Künste heraus, die in Vernets Bild in selbstgefälliger Weise miteinander wetteifern. Erneut handelt es sich um eine aus dem Hinterhalt geführte Attacke eines Dritten mit aggressiver Stoßrichtung. Dabei ist es weniger die Malerei Vernets, die die Schere herausfordert, als die Skulptur, mit der sie sich messen will. Diese Entscheidung hat eine lange, in der Scherenzunft verankerte Tradition. Arbeitsweise und Materialbehandlung der Découpage werden von Andersen wie auch von zahlreichen anderen Scherenkünstlern des 18. und 19. Jahrhunderts mit der Bildhauerei verglichen und die Schere mit dem Meißel in Verbindung gebracht. Schon Huber, der in seinem Selbstporträt den Paragone mit der Malerei aufnimmt, spricht als Bildhauer, wenn er berichtet, dass er eine Figur mit «quatre coups de ciseaux»¹⁷ aus dem Papier herausgeschlagen habe. «C'est donc comme un genre de sculpture...» Die «coups» der Schere orientieren sich an den «coups» des Meißels, das Papier am dauerhaften Stein. Zugleich sind diesen Schlägen stilistische Merkmale abzulesen, die die Rohheit und Widerständigkeit des Steins am Papier zur Geltung bringen. Die performative Kraft der Schnittführung dominiert die Eleganz und Schmiegsamkeit der Umrisszeichnung, die an den klassizistischen Scherenschnitten des 19. Jahrhunderts zu beobachten war. Schon Hubers Voltaire-Figuren hatte sich die nervöse und immer wieder aufs Neue ansetzende Bewegung der Schere mitgeteilt. Sein Scherenschlag weist Züge des «non-finito»-Stils aus, der die Kraft des Anfangs und Einsatzes betont, nicht aber auf Glättung und Vollendung des Objekts abzielt. Auch bei Andersen scheint die Gewalt, mit der sie ihr Objekt bearbeitet, auf eine vor allem negative Produktivität hinzudeuten, die formt, indem sie entformt. Seine Schere ist Aphairesis: gewaltsame Beraubung und buchstäblich Praecisio, das Abschneiden von Überflüssigem. Sie schneidet nicht aus, sondern weg und entfernt alle Züge, die im Gemälde der inneren Differenzgestaltung dienen.¹⁸ Im Kontrast zum Klassizismus Thorvaldens antizipiert sie eine andere Bildhauerei, die die Gewalt der Bearbeitung nicht im klassizistisch idealisierten Resultat verschwinden lässt.

Für diesen Zusammenhang ist jedoch entscheidend, dass im Zu-



ge dieser gewaltsamen Reduktion auch der bestehende «Produktionskomplex» verschwindet, den Vernet im Zentrum seines Thorvaldsen-Porträts platziert hatte. Durch den Zugriff der Schere werden Hand und Meißel des Konkurrenten aus dem Scherenbild getilgt. Indem sich die Schere gewaltsame Kontraste schafft, ohne die Binnenzeichnung der Vorlage zu berücksichtigen, eliminiert sie die schöpferische Mitte des Porträts, in der sich Hand, Werkzeug und Werk des Bildhauers demonstrativ vereinigen. In den selbstgefälligen Dialog der anerkannten Künste interveniert sie gewaltsam, weglassend, beschneidend, karikierend, vergrößernd, verflachend. Wie sehr dabei nicht Nachahmung, sondern Gewalt praktiziert wird, zeigt neben den Einstichen in der Gesichtsge-

Abb. 4
«Benütze Foto als Waffe!»
John Heartfields Selbst-
bildnis mit Polizeipräsident
Karl Zörgiebel, Fotomontage,
1929.

- 19 Christian Morgenstern: Des Märchendichters Schere, in: Ders.: Kritische Schriften, hg. v. Helmut Gumtau, Stuttgart 1987, S. 257–262, S. 258.
- 20 Hans Christian Andersen: Der Halskragen, in: Ders., Märchen und Geschichten, Bd. 1, übers. v. Gisela Perlet, München 1996, S. 297–300, hier S. 298.
- 21 Vgl. Monika Wagner: Das Material der Kunst. Eine andere Geschichte der Moderne, 2. Aufl., München 2013, S. 60.

gend auch die Kragenpartie. In der Durchlöcherung der Halslinie deutet sich die latente Guillotinenfunktion der Schere an, die Macht, dem Gegner – in diesem Fall Thorvaldsen, dem Repräsentanten klassizistischer Großkunst – den Kopf abzuschneiden.

Indem sich die Schere gegen den «Produktionskomplex» von Hand und Meißel richtet, kommt jedoch auch hier die Idee der Selbsttätigkeit ins Spiel. Zumindest legen es Andersens Märchen nahe, wie Huber von einer vom Willen des Autors unabhängigen Scherenperson auszugehen. Auch bei Andersen wird die Auto-poiesis der Schere, ihr Eigenwillen wie ihre Unberechenbarkeit, ihre Weiblichkeit, aber auch ihre Aggressivität, zu einer festen Vorstellung. Als Kraft kommt sie gerade dort ins Spiel, wo Künstler ihre Produktion kontrollieren. In seinen Märchen wird das Personenprofil, das Huber von ihr anlegte, weiter ausgearbeitet. Die Schere erscheint erneut als kapriziöse und gewaltbereite Diva, die sich insbesondere in der Kragengegend engagiert und die prekäre Stelle zwischen Kopf und Kragen zu ihrem bevorzugten Aktionsfeld macht. So in dem Dingmärchen *Der Halskragen*, an dem sich vorab bestätigt, was Christian Morgenstern über Andersens Märchenschere schreiben sollte: «Die Schere macht die ‹unerwarteten Dinge›.¹⁹ ‹Will er etwa um mich freien?› sagte die Schere und wurde so wütend, dass sie ihm [dem Halskragen] einen ordentlichen Schnitt versetzte, und da war der Kragen ruiniert.»²⁰

Drittens erreichen wir einen im zwanzigsten Jahrhundert gelegenen Punkt, an dem die Schere aus ihrer Verborgenheit heraustritt. Das letzte Beispiel dieser Reihe entstammt der Praxis der Avantgarden, die Collage und Montage zu ihren wichtigsten Arbeitsformen erklären. Inzwischen ist auch die Konkurrenz mit Malerei und Bildhauerei ausgestanden, die bei Huber und Andersen eine zentrale Rolle spielte. Wenn die Devise gilt: «Die Malerei ist am Ende»,²¹ ist das «anchio son pittore» Jean Hubers endgültig Geschichte. Der Fotomonteur John Heartfield zeigt das Gerät, mit dem er bei der Herstellung von Fotomontagen arbeitet, offensiv und selbstbewusst vor, ohne sich noch wie seine Vorgänger an der Hierarchie der anerkannten Künste abzarbeiten. In seinem montierten Selbstporträt präsentiert er sich bei der Scherenarbeit. (*Abb. 4*) Der Künstler ist im Zeitalter der Massenmedien angekommen, die reaktive, negative, das heißt auf die Druckwa-

re konzentrierte, Arbeitsformen an billigem «Material» privilegieren, das den Vergleich mit dem kostbaren Stein nicht mehr sucht. Heartfields Verdienst war es, «in die Standphotographie eine Bresche geschlagen zu haben, indem er sie zerschnitt und neu montierte [...]. Seine Kunst diente ihm dazu, auf diese Weise eine Welt, die sich in Trümmer auflöste, mit einem Tritt ins Jenseits zu befördern.»²² Auch Karl Kraus' Herausgebermotto in der Zeitschrift *Die Fackel*: «Nicht was wir bringen, sondern was wir umbringen!»²³ formuliert das Prinzip, dem Heartfields Fotomontagen folgen. Auch seine Schere steht für eine Praxis, in der Henker- und Redaktionstätigkeit potentiell zusammenfallen. Scheren sind nur produktiv, indem sie destruktiv sind. Auch in der vorliegenden Fotomontage von 1929 handelt es sich um die sichtbar ausgeführte Gewalt an vorfabriziertem Material, die sich nun offen als Enthauptung manifestiert. Die bei Andersen noch latente Funktion richtet sich gegen den Berliner Polizeipräsidenten Zörgiebel, der im Jahr 1929 eine behördlich nicht genehmigte Massendemonstration der KPD hatte gewaltsam niederschlagen lassen. Der Monteur hat die volle Bild- und Schnittkontrolle übernommen. Die Kraftlinie, die durch das Bild gelegt wird, scheint von der zornig gerunzelten Stirn Heartfields über die Hand in das Werkzeug zu laufen und das Werkzeug in der Hand des Künstlers nicht nur voll rehabilitiert, sondern auch vermännlicht zu sein. Zugleich teilt sich die Montage in zwei hierarchisch geordnete Ebenen auf. Der Fotomonteur, der ebenfalls im Medium der Fotografie präsent ist, beansprucht eine gegenüber seinem Opfer überlegene Präsenz, indem er sich als handlungsmächtiges Subjekt «in die Wirklichkeit hineinschneidet»,²⁴ während sein Gegner klar in der Zweidimensionalität verbleibt und als «Papierobjekt» (Anke te Heesen) der Schere ausgesetzt ist.

Die Satisfaktionsfähigkeit der Schere ist demnach nur dann gewährleistet, wenn sie in den Rang einer tödlichen und zugleich männlichen Waffe erhoben ist. Heartfield stellt sich in eine Reihe mit jenen Scherenkünstlern der zehner und zwanziger Jahre, die sich als Henker oder Chirurgen darstellen und sich zumindest in ihrer Selbstinszenierung nicht mit der Schere, sondern mit dem Messer assoziierten. George Grosz, der eine Grafikmappe mit dem Titel «Mit Pinsel und Schere» (1922) publiziert, lässt sich mit

22 Hans Richter: Dada-Profile, in: Peter Schifferli (Hg.): Das war Dada. Dichtungen und Dokumente, München 1963, S. 139–155, hier S. 155.

23 Karl Kraus (Hg.): Die Fackel 1 (1899), S. 1.

24 Diese Beobachtung verdanke ich Ruth Bielfeldt.

25 Kathrin Hoffmann-Curtius: George Grosz. «John, der Frauenmörder», Hamburg 1993, Vorsatzblatt.



Abb. 5
Ausweitung der Kampfzone:
Georg Grosz im Atelier um
1918, Fotografie.

nacktem Oberkörper und als Frauenmörder mit dem Messer in der Hand fotografieren (Abb. 5),²⁵ der Satiriker und Publizist Karl Kraus, der als Redakteur der Zeitschrift *Die Fackel* mit auf die Schere angewiesen ist, imaginiert sich selbst mit einem Skalpell und denunziert den Plagiator als «Herrn mit Schere».²⁶ Als die Schere aus dem Schatten tritt und in den Händen der Künstler sichtbar wird, wird der weibliche Charakter der Schere entweder

ausgelöscht oder durch das als männlich erachtete Messer ersetzt. Zumindest im Gattungszusammenhang des Künstlerporträts soll damit eine, gegen die Intentionen der Selbstdarstellung gerichtete Kraft unterworfen und in die Kontrolle der Künstlerhand zurückgegeben werden, auch wenn die offenkundige Ironie der Arbeit darin besteht, dass sich die Machtgeste Heartfields nur gegen einen papierenen Gegner richtet. Die Schere ist zuletzt immer ein komisches, zur Tragödie nicht befähigtes Werkzeug.

Auch wenn es den Anschein hat, als sei die Schere nun endlich zum anerkannten Attribut geworden, geht ihr Erscheinen demnach mit einer neuen Exklusion einher. Der Ausschluss der Schere verlagert sich auf die Szene des Geschlechts. Die genannten Beispiele legen die Vermutung nahe, dass durch die Vermännlichung der Schere ihre weiblichen Seiten niedergehalten werden, die zeitgenössisch mit neuer Intensität sichtbar wurden. Hier wären ausführlicher die Gegenbewegungen zu verzeichnen, die an dieser Stelle zu beobachten sind. Marie Millutat hat in Anatole France einen Autor identifiziert, der seinerseits der Weiblichkeit der Schere wegen sogar einen Geschlechtswechsel riskiert: «Ich dagegen wünsche, dass man mich mit der Schere in der Hand darstellt, wie eine Schneiderin».²⁷ Darin folgt er Andersen, der von sich behauptet, ein Mädchen zu sein und dessen Scherenpraxis ebenfalls von der Schneiderei mit Stofflappen herrührt.²⁸ Solche Gegenbilder machen deutlich, wogegen sich Heartfield abgrenzt. Dessen Fotomontage wendet sich gegen die weiblichen Begleitvorstellungen des Scherenschnitts, indem er Caprice in Zorn, aber auch Selbsttätigkeit in Werkzeugbeherrschung verwandelt, sie stellt aber auch den Versuch dar, die Gefahren zu bannen, die den Männern der Kriegsgeneration von der wachsenden Menge der Scherenträgerinnen drohen. Die zahlreichen Darstellungen der Schneider- und Schnittmusterindustrie, die in der Zwischenkriegszeit zu boomen beginnt und Frauen zu Schneiderinnen macht, stattdessen diese mit gigantischen Scheren aus. Scheren werden als Waffe im Geschlechterkampf eingesetzt und als Werkzeug der Kastrationsdrohung vorgezeigt. Das Dilemma eines Künstlerattributs, das macht, was es will, erscheint am Gefahrenhorizont und kann nur durch massive Gegeninszenierungen beherrscht werden.

26 Die Fackel 105 (1902), S. 25.

27 Brousson: Anatole France en Pantouffles!, S. 82: «Moi, je voudrais que l'on me peignit maniant les ciseaux, comme une couturière...» [«Ich dagegen wünsche, dass man mich mit der Schere in der Hand darstellt, wie eine Schneiderin», Übers. Marie Millutat].

28 Vgl. Andersen: Meines Lebens Märchen, S. 51: «Meine Phantasie bewegte sich so um Puppen, dass ich des öfteren auf der Straße stehen blieb und die Damen in Seide und Samt betrachtete und mir in Gedanken all die Königsmäntel vorstellte, die Schleppen und Rittertrachten, die ich aus ihren Kleidern würde machen können. In der Phantasie sah ich all ihren Putz und Tand unter meiner Schere, es war oft eine stundenlange Gedankenübung.»

Bildnachweis: Abb. 1: aus: Garry Apgar: L'Art singulier de Jean Huber. Voir Voltaire, Société nouvelle Adam Biro: Paris 1995, S. 129. – Abb. 2: Metropolitan Museum of Art – Abb. 3: aus: Hans Christian Andersen: Poet mit Feder und Schere, Wienand Verlag: Köln 2018, S. 136. – Abb. 4: Akademie der Künste, Berlin, Kunstsammlung, Inv. Nr.: JH 430. © The Heartfield Community of Heirs / VG Bild-Kunst, Bonn 2019. – Abb. 5: aus: Kathrin Hoffmann-Curtius: George Grosz (John der Frauenmörder), Hamburger Kunsthalle 1993, Vorsatz-Blatt.

HOLE RÖSSLER

Widerspenstige Gesichter

Mienenspiele der Verweigerung im fotografischen Zeitalter

- 1 Ich danke Wolfgang Brückle, Lea Hagedorn und Thomas Rahn für ihre kritischen Anmerkungen und Hinweise.
- 2 Jutta Ditfurth: Ulrike Meinhof. Die Biografie, Berlin 2009, S. 345–349.
- 3 Abgedruckt in: Kursbuch 32 (1973), S. 79f.

Das Antlitz des Terrors

Am 15. Juni 1972 wurde die als Terroristin gesuchte Journalistin Ulrike Meinhof in Hannover festgenommen.¹ Weil die Gefangene ihren Namen verschwieg und ihr Äußeres kaum Ähnlichkeit mit den Fahndungsfotos besaß, konnte sie nur anhand einer Kaiserschnittnarbe und durch eine Röntgenaufnahme des Kopfes, die eine zehn Jahre zuvor eingesetzte Silberklammer im Hirn sichtbar machte, eindeutig identifiziert werden. Der erkenntnisdienstlichen Behandlung widersetzte sich Meinhof mit aller Kraft: Fingerabdrücke konnten erst nach Androhung der Narkotisierung genommen werden, und als sie fotografiert werden sollte, zog sie «ihren Kopf weg und machte Grimassen». Nur mit Hilfe eines Tricks gelang es schließlich, eine Aufnahme zu bekommen: In der Arrestzelle wartete ein Fotograf, der in dem Moment abdrückte, in dem Meinhof den Raum betrat, während ein Beamter ihre Arme auf dem Rücken festhielt.²

Als Reaktion auf Meinhofs renitentes Verhalten erließen die Ermittlungsrichter des Bundesgerichtshofs im September 1972 den Beschluss, die Gefangene dürfe zur Feststellung ihrer Beteiligung an begangenen Straftaten «erforderlichenfalls unter Anwendung unmittelbaren Zwanges» in Gegenüberstellungen durchgeführt werden. Ebenfalls zulässig seien dabei Veränderungen der Haare, sowie das Aufsetzen einer Brille.³ Das Erscheinungsbild der Gefangenen sollte also dem vermuteten Erinnerungsbild



Abb. 1
Aufnahme von Ulrike
Meinhof während einer
Gegenüberstellung am
5. April 1973 in der JVA
Köln.

Abb. 2
Polizeifotos von Margrit
Schiller (1974).

der Zeugen anverwandelt werden, das ja selbst wiederum durch diverse Verkleidungen bestimmt worden sein konnte. Doch alle Versuche, ein Wiedererkennen zu ermöglichen, wurden von einer widerspenstigen Mimik unterlaufen: Durch Grimassieren und Abwenden des Gesichts erreichte Meinhof, dass vorgeladene Zeugen sie nicht mit Bestimmtheit wiedererkannten.⁴ Die bei einer dieser Gegenüberstellungen im April 1973 entstandenen Fotografien vermitteln einen Eindruck von den Anstrengungen, die Meinhof unternahm, um sich dem erkennenden Blick zu entziehen – und von den handgreiflichen, gleichwohl vergeblichen Bemühungen der Vollzugsbeamten, diesen zu ermöglichen (*Abb. 1*). Selten ist der Zusammenstoß des Willens zum Wissen in seiner Konkretisierung zur physischen Gewalt mit dem nicht minder körperlich agierenden Willen zum Verschwinden anschaulicher ins Bild geraten.

Meinhofs Verhalten war indes nicht exzeptionell, sondern gehörte zu den Taktiken, mit denen Mitglieder der RAF und anderer Terrorgruppen auch nach der Festnahme ihren totalen Widerstand gegen den Staat und seine Behörden fortsetzten. Holger Meins etwa zündete sich vor einer Gegenüberstellung die Haare an, um sich unkenntlich zu machen.⁵ Bevorzugt aber war das

4 Vgl. Stefan Aust: *Der Baader-Meinhof-Komplex*, 3. Aufl., München 2010, S. 377–380.

5 Vgl. N. N.: *Bart und Brille*, in: *Der Spiegel* 44 (1972), S. 91.



- 6 Margrit Schiller: Es war ein harter Kampf um meine Erinnerung. Ein Lebensbericht aus der RAF, hg. von Jens Mecklenburg, München u. Zürich 2001, S. 18; Gudrun Schwibbe: Erzählungen vom Anderssein. Linksterrorismus und Alterität, Münster u. a. 2013, S. 100–104. Vgl. Jörg Probst: Selbstverwischung. Die RAF im Polizeibild. Fotografie und Anarchismus, in: Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik 2.1 (2004), S. 79–81.
- 7 Petra Terhoeven: Opferbilder – Täterbilder. Die Fotografie als Medium linksterroristischer Selbstermächtigung in Deutschland und Italien während der 70er Jahre, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 58 (2007), S. 380–399, hier S. 397.
- 8 Astrid Proll: Hans und Grete. Bilder der RAF 1967–1977, Berlin, 2004, S. 8.
- 9 Vgl. Schwibbe: Erzählungen vom Anderssein, S. 89–91, und Till Meyer: Staatsfeind. Erinnerungen, Hamburg 1996, S. 46f.

Grimassenschneiden bei der polizeilichen Fotografie.⁶ Obwohl weitgehend unbrauchbar für Fahndung und Identifikation, wurden diese Aufnahmen an die Presse weitergegeben, die sie wohl nicht zuletzt auch deswegen gerne veröffentlichte, weil sie eine angebliche «sittliche Abartigkeit» der Terroristen zu belegen schienen (Abb. 2).

Diese Gesichtsverzerrungen und Maskierungen der westdeutschen Terroristen sind als «politische Demonstration» bezeichnet worden.⁷ Vor allen Dingen aber sollten sie das Wiedererkennen durch Zeugen oder bei zukünftigen Fahndungen vereiteln. «Vor Fotos fürchteten wir uns», resümiert die ehemalige Terroristin Astrid Proll: «Niemand durfte wissen, wie wir aussahen. Die RAF besaß weder eine Filmkamera noch ein Bildarchiv. Wie auch – ohne sichere Orte, an denen dies hätte aufbewahrt werden können.»⁸ Die fotografischen Grimassen verfolgten mithin dasselbe Ziel wie die regelmäßigen Veränderungen des Aussehens und die Zerstörung von Fahndungsplakaten durch Sympathisanten und Unterstützer (Abb. 3): die Verhinderung bzw. Auslöschung des öffentlichen Gesichts.⁹ Dass die Versuche, sich aus dem öffentlichen Gesichtergedächtnis zu löschen, zugleich Bilder hervorbrachten, die sich für mehr als eine Generation ins kollektive Gedächtnis eingepägt haben, gehört zur Dialektik der visuellen Subversion.

So extrem diese Bilder auch erscheinen, so wenig neu war das Phänomen. Im Rückblick erweisen sie sich vielmehr als Momentaufnahme in der langen Folge eigensinniger Erprobungen des fotografischen Mediums, an denen sich ein Kapitel in der Geschich-



te oppositioneller Bildtaktiken skizzieren lässt. Taktiken also, die Schwächen der obrigkeitlichen Bildtechnologien der Zurichtung, Erfassung und Verwaltung von Gesichtern zu nutzen wissen, um diese zu manipulieren oder zu sabotieren.

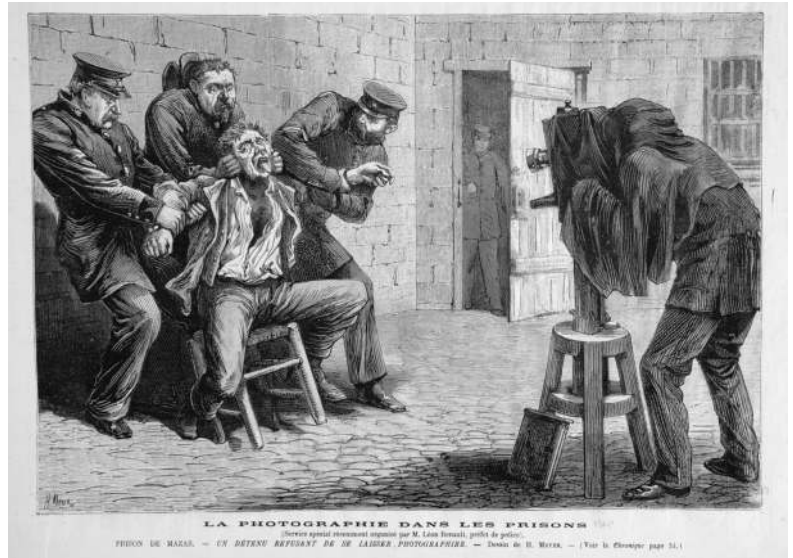
Versprechen und Ohnmacht der Polizeifotografie

Glaubt man dem frühen amerikanischen Amateurfotografen Julius Friedrich Sachse, dann waren die in Europa und Nordamerika angelegten Verbrecherkarteien Ende des 19. Jahrhunderts eine einzige Ansammlung unbrauchbarer Fotos von «unwilligen Modellen mit entstellten Gesichtszügen». Sachse berichtet, wie es in einem Fall den Körpereinsatz von gleich vier Beamten brauchte, um einen Gefangenen für das Foto festzuhalten: Dieses «zeigte nicht nur das Gesicht grässlich verzerrt mit geschlossenen Augen und herausgestreckter Zunge, sondern auch die Hände eines Beamten, die seine Ohren hielten, den zweiten Beamten, der ihn an den Haaren hielt, während die Hände des dritten den Gefangenen zu würgen schienen» (Abb. 4).¹⁰ Als Ursache derartiger Bilder machte Sachse das umständliche Aufnahmeverfahren bei Tageslicht aus, das den Gefangenen ausreichend Gelegenheit gab, sich zu widersetzen.

Sachsens Behauptung einer allgemeinen Renitenz gegenüber der Polizeifotografie mochte der Absicht geschuldet sein, die Vorteile des kurz zuvor erfundenen Blitzlichtverfahrens herauszustellen, doch war das Problem tatsächlich schon von Anfang an bekannt. In einer Zeit ohne Ausweispflicht, in der die Mobilität von Kri-

Abb. 3
Fahndungsplakat mit zerstörten Fotos auf einer Litfaßsäule in Berlin-Kreuzberg (1976).

Abb. 4
Henri Meyer:
La photographie dans les prisons, Holzstich (1878).



- 10 Julius F. Sachse: Photography in Criminal Jurisprudence, in: American Journal of Photography 11.3 (1890), S. 65–66, hier S. 65.
- 11 Vgl. Jonathan Finn: Capturing the Criminal Image. From Mug Shot to Surveillance Society, Minneapolis u. London 2009, S. XVIII.
- 12 Zit. nach Charles C. Scott: Photographic Evidence. Preparation and Presentation, 2. Aufl., St. Paul 1969, Bd. 1, S. 2.
- 13 Zit. nach Thomas Dominik Meier u. Rolf Wolfensberger: Carl Durheims Fahndungsfotografien von schweizerischen Heimatlosen und Nicht-Sesshaften, in: Wider das Leugnen und Verstellen. Carl Durheims Fahndungsfotografien von Heimatlosen 1852/53, hrsg. von Martin Gasser u. dens., Zürich 1998, S. 9–22, hier S. 15.
- 14 Vgl. N. N.: Criminal Photography, in: All the Year Round 11.257 (1873), S. 9–12, hier S. 11.
- 15 Vgl. Portraits of Prisoners, in: Photographic News 6.174 (1862), S. 12.

minellen (oder jenen, die dafür gehalten wurden) zunahm, versprach die Fotografie, Strafverfolgung und Prävention unabhängig von persönlicher Kenntnis über Bezirksgrenzen und Zuständigkeitsbereiche hinweg ausdehnen zu können.¹¹ Da eine Identifikation tatverittelnde oder strafverschärfende Folgen haben konnte, war die Kooperationsbereitschaft vieler Verhafteter wenig ausgeprägt. Bereits 1841 berichtet eine amerikanische Tageszeitung, dass in Frankreich Gefangene, die daguerreotypiert werden sollten, «ihre Gesichter verzerren und grässliche Grimassen» schnitten.¹² Die Behörden sahen sich bald zum Handeln gezwungen. Bei der 1852 angeordneten fotografischen Erfassung von Heimatlosen in einem Berner Gefängnis erteilte der Eidgenössische Bundesrat dem zuständigen Generalanwalt die Vollmacht, disziplinarische Maßnahmen zu ergreifen, um «ein gelungenes Bild möglich» zu machen, falls die betreffende Person «durch Unruhe und Veränderung der Physiognomie Schwierigkeiten» bereitete.¹³ Derartige Maßnahmen bestanden etwa in der Reduktion von Essensrationen oder zusätzlichen Zwangsarbeiten.¹⁴ Andernorts versuchte man, mit Tricks brauchbare Aufnahmen zu bekommen.¹⁵

Während es einige Jahrzehnte dauerte, bis die fotografische Erfassung standardisiert und fester Bestandteil der polizeilichen Ermittlungsarbeit geworden war, hatten sich die Verhaltensweisen, die sie unterlaufen sollten, schon bald verbreitet. Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts ist die Bildverweigerung von Gefangenen wiederholt Gegenstand von Satire und Karikatur.¹⁶



Während diese Bilder einen geschickten, ja spöttisch-überlegenen Umgang der Kriminellen mit der Fotografie suggerieren, entstanden viele Grimassen wohl im Handgemenge von Verhafteten mit dem Justizpersonal (Abb. 5). Anders als für Sachse tat das für Thomas Byrnes, der von 1880 bis 1895 Chef der New Yorker Polizeibehörde war und die dortige Verbrechergalerie (*rogues' gallery*) aufbaute, der Brauchbarkeit der Bilder keinen Abbruch. In seinem 1886 gedruckten Buch über «Berufsverbrecher» äußert er sich jedenfalls optimistisch über den Nutzen der Fotografie: «Die Geschicktesten darin, einen falschen Gesichtsausdruck für die Kamera aufzusetzen, haben ihre Grimassen vergeblich geschnitten.» Auch wenn wegen des Widerstands eines Delinquenten kein «Porträt» zustande komme, besitze eine solche Aufnahme genügend Merkmale, anhand derer eine Identifizierung möglich sei.¹⁷ Wie um dies unter Beweis zu stellen, werden die in seinem Buch versammelten 204 Kurzbiografien von Fälschern, Einbrechern und Dieben von Fotografien begleitet, von denen einige dokumentieren, wie die Delinquenten versuchten, sich durch Senken des Kopfes oder Schließen der Augen dem Blick der Kamera zu entziehen.¹⁸ Im beigefügten Kommentar qualifiziert Byrnes diese Aufnahmen durchgängig als brauchbar. Seine demonstrative Zuversicht äußert sich aber auch in einer offenkundig gestell-

- 16 Vgl. Cuthbert Bede: *Photographic Pleasures Popularly Portrayed with Pen & Pencil*, London 1855, S. 69–74; [John Payn]: *Photographees*, in: *Household Words* 16.394 (1857), S. 352–354, hier S. 354; Luke Fildes: *The Bashful Model* (Holzstich), in: *Harper's Weekly* 17.883 (1873), S. 1064–1065.
- 17 Thomas Byrnes: *Professional Criminals of America*, New York 1886, S. 53.
- 18 Ebd., Abb. 24, 68, 88–90, 92, 160, 181, 185.
- 19 Siehe dazu Allan Sekula: *The Body and the Archive*, in: *October* 39 (1986), S. 3–64, hier S. 16. u. passim.



Abb. 5
Polizeifoto von Edward
McCarthy, Chicago, 1896.

Abb. 6
Gestellte Szene einer
polizeilichen Zwangs-
fotografie (1884).

ten Szene einer Zwangsfotografie (*Abb. 6*). Das Bild scheint zunächst das zentrale Problem der Polizeifotografie zu illustrieren, wird aber bei Byrnes als geradezu idealtypische Aufnahmesituation inszeniert.

Tatsächlich befand sich die Polizeifotografie zu diesem Zeitpunkt nicht nur wegen der zweifelhaften Aussagekraft der Bilder in einer Krise. Die polizeilichen Bildarchive, die in den europäischen und amerikanischen Großstädten eingerichtet worden waren, hatten einen Umfang erreicht, der sie dysfunktional werden ließ.¹⁹ Die Identifikation eines namenlosen Verdächtigen anhand einer Fotografie scheiterte in der Praxis daran, dass im Grunde hunderte oder tausende Bilder hätten durchgesehen werden müssen – ohne Gewähr dafür, dass ein Bild der infrage kommenden Person überhaupt vorhanden war. Abhilfe schuf hier erst das von Alphonse Bertillon um 1880 entwickelte und nach ihm benannte biometrische Verfahren. Die «Bertillonage» bestand in der Abnahme von elf Körpermaßen, deren jeweilige Kombination mit hoher Wahrscheinlichkeit nur bei einem einzigen Individuum vorkam. Das erlaubte eine Katalogisierung, die allen zugehörigen Personendaten unabhängig vom Klarnamen eine eindeutige und auffindbare Adresse im Archiv gab. Die Messungen wurden ergänzt durch zwei unterschiedliche fotografische

Aufnahmen, die zwei unterschiedlichen Modi der Identifizierung dienten. Die Aufnahme *en face* war demnach vor allem für die Wiedererkennung einer Person durch Zeugen geeignet. Zugleich war diese Porträtart jedoch in ihrem Nutzen durch willentliche Störungen und natürliche Veränderungsprozesse besonders gefährdet. Aufnahmen *en profil* hingegen entsprächen zwar nicht der üblichen Wahrnehmung einer Person, so Bertillon, doch sei das Profil weitaus weniger äußerlichen Einflüssen unterworfen und eigne sich daher am besten für die Identifizierungsarbeit.²⁰ Das Profilbild sollte mithin auch als Mittel gegen die Grimassen der Gefangenen verwendet werden können: Sofern «die Ungefügigkeit der Person» das standardisierte Aufnahmeverfahren behindere, solle «wenigstens eine Ansicht des rechten Ohres aus dem Profil oder Dreiviertelprofil» gewonnen werden, weil dieses zu den besten «Wiedererkennungszeichen» gehöre.²¹ Wie bei Byrnes sollte auch bei Bertillon die Aussagekraft des Details die absichtlichen Störungen des Gesichts irrelevant werden lassen. Ungelöst und unlösbar blieb das Problem aber im Fall einer Öffentlichkeit, von der zwar Mithilfe bei der Suche nach Verdächtigen oder Flüchtigen erwartet wurde, die aber keinen auf Ohren und andere Merkmale spezialisierten Blick besaß.²² Wie gut die polizeiliche Identifikation mit Bildern von verzerrten Gesichtern in der Praxis tatsächlich funktionierte, ist zumindest fraglich. Rund drei Jahrzehnte später riet der Hamburger Polizeipräsident von der Zwangsfotografie ab, «da solche Bilder doch meistens mangelhaft werden».²³ Die Praxis scheint diese Skepsis zu bestätigen. Bis heute gelingt es, wie der Fall Meinhof zeigte, Festgenommenen immer wieder erfolgreich, sich der Identifizierung (aber nicht unbedingt der Verurteilung) zu entziehen. Die Mimik bleibt unbezwingbar.

Die Entdeckung der fotografischen Grimasse

Auch außerhalb von Polizeidienststellen und Gefängnissen begleitete die Grimasse die Fotografie von Beginn an. Als François Arago 1839 die Daguerreotypie vor der französischen Akademie der Wissenschaften vorstellte, schloss er deren Anwendung für Porträts aus, weil sie nachgerade verzerrte Gesichter produziere. Das Sitzen im direkten Sonnenlicht bei einer Belichtungszeit von

- 20 Alphonse Bertillon: Die Gerichtliche Photographie, Halle a. d. S. 1895, S. 14–16 u. S. 34.
- 21 Alphonse Bertillon: Das anthropometrische Signalement, übers. u. hg. von E. von Sury, 2. Aufl., Bern u. Leipzig 1895 S. 137–146, hier S. 137. Siehe dazu Roland Meyer: Detailfragen. Zur Lektüre erkennungsdienstlicher Bilder, in: Verwandte Bilder. Die Fragen der Bildwissenschaft, hg. von Ingeborg Reichle, Steffen Siegel u. Achim Spelten, Berlin 2007, S. 191–208.
- 22 Zu den Schwierigkeiten und Fehlern beim Wiedererkennen von Tätern durch Zeugen siehe Siegfried L. Sporer: Experimentalpsychologische Grundlagen der Personenidentifizierung, in: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform 67.5 (1984), S. 339–348.
- 23 Gustav Roscher: Großstadtpolizei. Ein praktisches Handbuch der deutschen Polizei, Hamburg 1912, S. 232.

- 24 François Arago: Rapport sur le Daguerreotype, Paris 1839, S. 50f.
- 25 Rodolphe Töpffer: Über die Daguerreotypie (1841), in: Theorie der Fotografie, 1839–1995, hg. von Wolfgang Kemp u. Hubertus von Amelunxen, München 2006, Tl. 1, S. 70–77, hier S. 74.
- 26 Karl Rosenkranz: Ästhetik des Häßlichen, Königsberg 1853, S. 119.
- 27 Roland Barthes: Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie, übers. von Dietrich Leube, Frankfurt/M. 1989, S. 18f.

mehreren Minuten lasse nämlich selbst die gefasstesten Personen beständig zwinkern, «sie grimassieren; der gesamte Gesichtsausdruck ist verändert».²⁴

Noch nachdem neue technische Verfahren die Aufnahmedauer auf wenige Sekunden reduziert hatten und sich die Fotoateliers regen Zulaufs des bürgerlichen Publikums erfreuten, blieb das Lichtbildnis für viele Vertreter der kulturellen Elite eine ungenügende Form der Repräsentation. Der frühen Kritik galten die fotografischen Porträts gegenüber den gemalten als prinzipiell defizitär – gerade, weil sie so naturgetreu waren. 1841 brachte der Schweizer Rodolphe Töpffer den Unterschied beider Bildkünste auf den Begriff: Während das mechanische Verfahren der Fotografie lediglich eine «Identität» mit dem Objekt herstelle, erzeuge die Malerei «Ähnlichkeit», die aus der Beschränkung und Konzentration auf das «Charakteristische» resultiere. Das erst gewährleiste das Wiedererkennen einer Sache oder einer Person im Gegensatz zur Fotografie, weil «das Identische weniger schnell erkannt wird als das Ähnliche».²⁵

Ganz im Sinne der älteren Kunsttheorie galt das gemalte Porträt als visuelle Synthese von äußeren Merkmalen und typischen Wesenszügen der Person. «Ein Daguerrotypportrait», so Karl Rosenkranz in seiner *Ästhetik des Häßlichen* (1853), gibt hingegen «nicht den ganzen Menschen, sondern den Menschen, wie er gerade in diesem Augenblick in ganz particulären Zuständen sich befindet, wie er von einer vorübergehenden Stimmung beherrscht wird u.s.w. Der Künstler muß das Ideal zuletzt aus der geistigen Anschauung heraus produciren, zu welcher der Gehorsam gegen die Empirie ihm nur das Material liefern kann.»²⁶

Mehr als 120 Jahre später bemerkt auch Roland Barthes, dass er dem gemalten Porträt den Vorzug geben würde: «Könnte ich doch auf dem Papier ‹gelingen› wie auf einem klassischen Ölgemälde, mit edler Miene, versonnen, intelligent und so weiter! Kurz, wenn ich doch nur ‹gemalt› werden könnte (von Tizian) oder ‹gezeichnet› (von Clouet)!» Stattdessen aber nötige ihn die Fotografie zur Pose: «Sobald ich nun das Objektiv auf mich gerichtet fühle, ist alles anders; ich nehme eine ‹posierende› Haltung ein, schaffe mir auf der Stelle einen anderen Körper, verwandle mich bereits im voraus im Bild.»²⁷ Was Barthes beklagt,

ist indes nicht eine prinzipielle Unfähigkeit der Fotografie, ein Porträt zu erzeugen, sondern die Notwendigkeit des Mitwirkens der fotografierten Person und die damit einhergehende Ungewissheit des Gelingens: «Ein Bild – mein Bild – wird entstehen: werde ich ein unsympathisches Individuum zur Welt bringen oder einen ‹prima Burschen›?»²⁸ Barthes Verweis auf das gemalte Porträt ist somit nicht als nostalgische Reminiszenz an traditionelle Bildnisformen zu verstehen. Vielmehr wird im Vergleich der Produktionsbedingungen von Malerei und Fotografie deutlich, worin die eigentliche Zumutung der neuen Technik bestand: Hatte zuvor der Maler für das Gelingen des Bildes zu sorgen, übertrug das technische Verfahren der Belichtung diese Aufgabe zu einem ganz wesentlichen Teil auf das Modell selbst.²⁹ Obgleich er großen Anteil an der Inszenierung hatte – und oft genug für das Misslingen verantwortlich gemacht wurde –, lag der Gesichtsausdruck eben «nicht in der Gewalt des Photographen. [...] Hierfür zu sorgen, möge Jeder selbst das Beste thun.»³⁰ Es oblag zuletzt allein dem Modell, im entscheidenden Moment die richtige Pose einzunehmen, das richtige Gesicht aufzusetzen.

Aber was war «richtig»? Die Empfehlungen, die eine rasch wachsende Zahl an Ratgebern einer offenbar verunsicherten Kundschaft gab, lassen ahnen, dass das richtige Gesicht keineswegs unmittelbar gegeben war: «Die Welt liebt an uns den Ausdruck freundlicher Aufmerksamkeit auf Andere, nicht aber das Gesicht, womit wir uns selbst im Spiegel betrachten.»³¹ Die Person vor dem Apparat muss vielmehr zum Schauspieler vor dem zu imaginierenden Zielpublikum des Fotos werden: «es ist nicht die Maschine, welche ihr gläsernes Auge auf mich richtet, sondern dahinter lauscht der Empfänger des Bildes».³²

Hans Belting hat in seiner Geschichte des Gesichts den Nachweis geführt, dass das Gesicht keine anthropologische Konstante, sondern ein kulturelles Produkt ist, ein Produkt, das in der westlichen Kultur die Funktion einer Maske besitzt: Maske ist das Gesicht, insofern seine Mimik absichtsvoll in Hinblick auf die Selbstdarstellung (und eben immer auch Selbstverstellung) des Subjekts im gesellschaftlichen Verkehr modelliert wird.³³ Wie das Gesicht hatte auch das Porträt einst vor allem die Aufgabe, die soziale Rolle der Person sichtbar zu machen. Die an-

28 Ebd.

29 Vgl. Ulrich Raulff: Image oder Das öffentliche Gesicht, in: Das Schwinden der Sinne, hg. von Dietmar Kamper u. Christoph Wulf, Frankfurt/M. 1984, S. 46–58, hier S. 49 u. passim.

30 Hans Hartmann: Ueber das Verhalten bei Photographischen Aufnahmen. Ein Wort zur Beherzigung, Berlin 1871, S. 16. Siehe auch Steve Edwards: The Machine's Dialogue, in: Oxford Art Journal 13.1 (1990), S. 63–76; Bernd Busch: Belichtete Welt. Eine Wahrnehmungsgeschichte der Fotografie, München u. Wien 1989, S. 306–314.

31 Carl Bucke: Rathgeber für Alle, welche sich photographiren oder daguerreotypiren lassen wollen, Hamburg [1857], S. 19.

32 Ebd., S. 18.

33 Hans Belting: Faces. Eine Geschichte des Gesichts, München 2013.

- 34 Ebd., S. 15.
- 35 Vgl. Thomas Macho: Tiere zweiter Ordnung. Kulturtechniken der Identität und Identifikation, in: Über Kultur. Theorie und Praxis der Kulturreflexion, hg. von Dirk Baecker, Matthias Kettner u. Dirk Rustemeyer, Bielefeld 2008, S. 99–117.
- 36 Erich Stenger: Schopenhauer und die Photographie, in: Deutscher Kamera-Almanach 19 (1929), S. 11–31.
- 37 S.: Ueber Portraitaufnahmen im Atelier, in: Photographische Rundschau 1 (1889), S. 3–10, hier S. 5.

spruchsvolle Aufgabe des Malers bestand darin, physiognomische Ähnlichkeit und gesellschaftlichen Statusanspruch in einem Bild zu verquicken. Das Porträt war insofern weder Abbild der bloßen Physiognomie noch der sozialen Maske, schon weil diese ja in mehr als einem Gesichtsausdruck besteht. Gerade seine Statik bedingte, dass sich das Porträt anderer visueller Ausdrucksmittel bedienen musste als das stets bewegte Gesicht. Daher würde es, so Belting, «an der Undarstellbarkeit des Gesichts scheitern, also im Wettlauf mit dem lebenden Gesicht als Verlierer zurückbleiben».³⁴ Man könnte allerdings auch sagen, dass dieses vermeintliche Defizit den eigentlichen Vorzug des Porträts ausmacht: Ihm können die Gesichtszüge niemals entgleisen. Das unbewegte Porträt trotz den physiognomischen wie den gesellschaftlichen Unbeständigkeiten und bewahrt so stets seine Würde – und die der dargestellten Person.

Während sich das gemalte vom getragenen oder aufgesetzten Gesicht bei aller Ähnlichkeit durch eine gänzlich andere visuelle Sprache unterscheidet, verlangt die Fotografie dem Subjekt selbst einen Gesichtsausdruck und eine Haltung ab, die einen Extrakt des sozialen Maskenspiels ins Bild übersetzen – die Pose. Die Einführung der Fotografie erforderte mithin das Erlernen einer neuen «Kulturtechnik der Identität», die zu den bisherigen Formen der Selbstkonstruktion hinzutrat – diese mitunter aber auch unterlief oder ersetzte.³⁵

Wie schwierig sich dieser kulturelle Lernprozess gestaltete, lässt sich etwa an Arthur Schopenhauers Suche nach einem gelungenen Porträt erkennen. In den 1850er Jahren ließ er immer wieder neue Daguerreotypien und Fotografien von sich anfertigen, weil er die meisten als «Fratzen» abtat.³⁶ Tatsächlich können Schopenhauers Bilder aber als frühe Zeugnisse einer Arbeit am fotografischen Image gelten, von der bald auch ein breites Publikum erfasst wurde: «Viele Leute geben sich, wenn sie photographirt werden, Mühe, recht vorteilhaft auszusehen. Der Eine wünscht würdigen Ernst zum Ausdruck zu bringen, der andere will aussehen, als befinde er sich unter dem Eindruck irgend einer, ihn über die irdischen Sphären emporhebenden Inspiration, während ein Dritter vielleicht möglichst heiter, ein Vierter träumerisch, interessant erscheinen möchte.»³⁷



Abb. 7
Alexander Graham Bell oder
Melville James Bell, Abzug
von Glasplattennegativ,
um 1855.

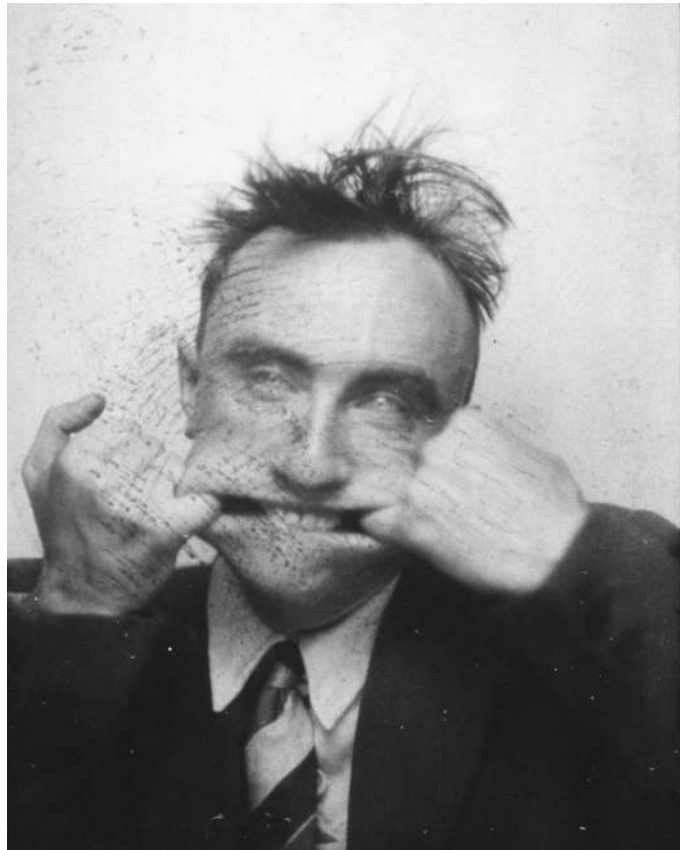
Was mithin als «Fotogenität» bezeichnet wird, ist die Fähigkeit, in Gegenwart eines Fotoapparats augenblicklich eine Pose einzunehmen, die ein gelungenes Bild ermöglicht. Sie ist die Fortsetzung der von Baldassare Castiglione im 16. Jahrhundert beschriebenen *sprezzatura*, der für das soziale Fortkommen notwendigen kunstvollen Lässigkeit, die alles Handeln mühelos und natürlich wirken lassen sollte.³⁸ Fotogenität ist, wie der Fotograf Andreas Gursky bemerkt, «genau das Gegenteil von Authentizität», ein im Bild sich entfaltendes «Eigenleben», «welches nicht exakt mit dem ursprünglichen, wirklichen Objekt in Deckung zu bringen ist.»³⁹ Die richtige Pose erzeugt im Bild ein Äquivalent der sozialen Maske, ohne diese abzubilden. Sowenig aber soziale Masken ohne ihre vorgängigen, allgemein akzeptierten Idealbilder zu finden sind, sowenig kommt auch die fotografische Pose ohne prominente Vorbilder aus: zunächst Adelsporträts, wie sie bereits Erasmus von Rotterdam als Paradigma für das Erlernen eines schicklichen Gesichtsausdrucks empfoh-

38 Baldesar Castiglione: Das Buch vom Hofmann, übers. von Fritz Baumgart, München 1986, S. 53.

39 Andreas Gursky u. Veit Gömer: ... im Allgemeinen gehe ich die Dinge langsam an, in: Andreas Gursky. Fotografien 1994–1998, Ausst.kat., Wolfsburg 1998, Beilage, S. III–VII, hier S. IV.

40 Vgl. Erasmus von Rotterdam: Über die Umgangserziehung der Kinder (1529), in: Ausgewählte pädagogische Schriften, hg. von Anton J. Gail, Paderborn 1963, S. 89–106, hier S. 90–92, sowie Valentin Groebner: Ich-Plakate. Eine Geschichte des Gesichts als Aufmerksamkeitsmaschine, Frankfurt/M. 2015, S. 113–117.

Abb. 8
Yves Tanguy,
Automatenfoto, um 1929.



41 Vgl. Gisèle Freund: *Photographie und Gesellschaft*, übers. von Dietrich Leube, Reinbek b. Hamburg 1986, S. 74–76.

42 Gotthold Ephraim Lessing: *Laokoon. Briefe antiquarischen Inhalts*, hg. von Wilfried Barner, Frankfurt/M. 2007, S. 32. Siehe Gunnar Schmidt: *Standbilder. Zur medialen Erzeugung der Grimasse*, in: *Ikonologie des Performativen*, hg. von Christoph Wulf u. Jörg Zirfas, München 2005, S. 84–103.

len hatte, und später in der Populärkultur vor allem Aufnahmen von Filmstars.⁴⁰

Die Privat- und Amateurfotografie eröffnete der Einübung fotogener Posen ein weites Experimentierfeld, dessen Ergebnisse zum Teil in erheblichem Kontrast zu einer im Verlauf des 19. Jahrhunderts immer mehr zur gleichförmigen Reproduktion bürgerlicher Stereotypen tendierenden Atelierfotografie stehen.⁴¹ Schon früh nämlich entwickelte sich aus der Erfahrung des Misslingens der Pose eine spielerische Freude, mit Hilfe der Fotografie die mimischen Entgleisungen des Moments dauerhaft zu fixieren (*Abb. 7*). Hatte Gotthold Ephraim Lessing in seinem *Laokoon* (1766) davor gewarnt, den bewegten Übergang zwischen zwei Zuständen mit den Mitteln der bildenden Kunst einzufangen, weil ein «widernatürliches Ansehen» die Folge sei, so wird ein Jahrhundert später genau diese angebliche Widernatürlichkeit zum Quell der Belustigung und des künstlerischen Experiments.⁴² Die Fähigkeit des fotografischen Mediums, umstandslos

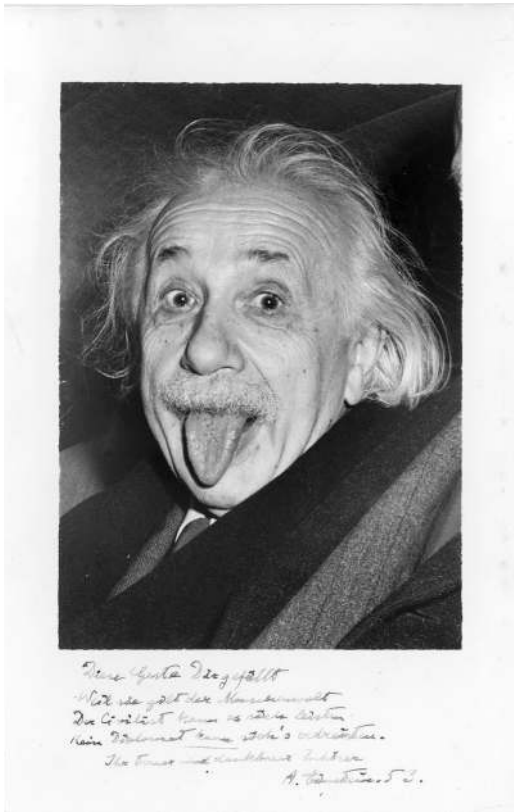


Abb. 9

Arthur Sasse: Fotografie von Albert Einstein (1951) auf Trägerblatt montiert mit einem Gedicht von Albert Einstein für Howard K. Smith (1953). «Diese Geste Dir gefällt / Weil sie gilt der Menschenwelt / Der Civilist kann es sich leisten / Kein Diplomat kann sich's erdreisten.»

auch abstoßende oder anstößige Mienenspiele einzufangen, machte es besonders für die antibürgerlichen Provokationen der künstlerischen Avantgarden attraktiv (Abb. 8).⁴³

Es gibt vermutlich nur wenige analoge oder digitale Fotoalben, in denen nicht mindestens auf einer Aufnahme ein Familienmitglied seine Zunge zeigt. Ist dieses Grimassenspiel vordergründig bloß ein trivialer Spaß, stellt es zugleich eine soziale Praxis dar, die sich direkt auf die Pose bezieht.⁴⁴ Wurde das Herausstrecken der Zunge «bei Naturvölkern als Abwehrgebärde aus Angst vor dem Photographiertwerden» gedeutet, so zeugte es im Westen vor allem von demonstrativer Verweigerung der obligatorischen fotogenen Pose.⁴⁵ Das erklärt auch ihre Häufigkeit im privaten Bildgebrauch, in dem insbesondere die ironische Abweichung von gesellschaftlichen Konventionen lange schon – und nicht erst mit der Erfindung des Selfies, wie Wolfgang Ullrich meint, – wichtiger Bestandteil der fotografischen Selbstinszenierung ist.⁴⁶

Pose und Grimasse sind die Zwillingengeburt der Fotografie. Die Grimasse antwortet auf den Zwang zur Pose, indem sie das Ge-

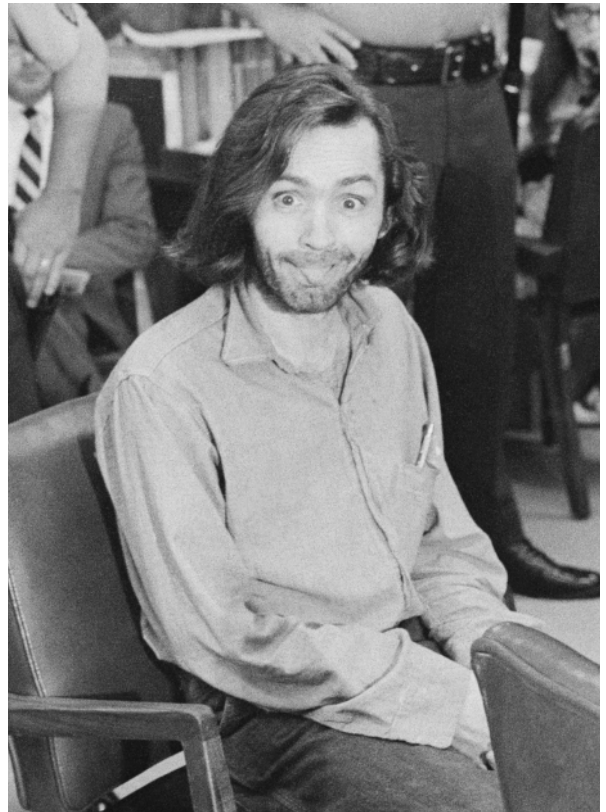
43 Siehe auch Clément Chéroux u. Sam Stourdzé (Hg.): *Derrière le rideau. L'esthétique Photomaton*, Lausanne u. Arles 2012.

44 Zum komischen Potenzial der fotografischen Grimasse siehe Nicole Wiedenmann: *What happened to your face? Zur Grimasse in der Fotografie*, in: *Fotogeschichte* 31.119 (2011), S. 15–24.

45 Lutz Röhrich: *Gebärdensprache und Sprachgebärde*, in: *Gebärde – Metapher – Parodie. Studien zur Sprache und Volksdichtung*, hg. von Wolfgang Mieder, Burlington 2006, S. 7–36, hier S. 26.

46 Wolfgang Ullrich: *Selfies*, Berlin 2019.

Abb. 10
Charles Manson vor Gericht,
25. Juni 1970.



47 Gerhard Wolf: Der Lällekönig. Einsteins Arbeit an seiner Ikone, in: *Bild/Geschichte. Festschrift für Horst Bredekamp*, hg. von Philine Helas u. a., Berlin 2007, S. 513–524.

sicht hinter einer selbstgeformten Maske verbirgt. Dieser maskierenden Funktion der Grimasse verdankt sich auch das bekannteste Foto Albert Einsteins. Nach einer Veranstaltung anlässlich seines 72. Geburtstags am 14. März 1951 bedrängten ihn in Princeton Paparazzi. Als diese auch nach seiner Aufforderung nicht aufhörten, Fotos zu machen, streckte Einstein die Zunge heraus. Die in diesem Augenblick entstandene Aufnahme, die durch die Entstellung des Gesichts für eine Veröffentlichung wohl hätte unbrauchbar werden sollen, gefiel Einstein allerdings so gut, dass er mehrere Abzüge bestellte, zuschnitt, als Postkarten verschickte und damit selbst aktiv für ihre Verbreitung sorgte (*Abb. 9*). Einstein hat die spontane Grimasse später zum Ausdruck seiner politischen Haltung erklärt und dadurch nicht wenig zu seinem Image eines überlegen-eigenwilligen Genies beigetragen.⁴⁷ Die Bekanntheit von Einsteins Foto bedingte wiederum, dass die herausgestreckte Zunge im öffentlichen Bildnis zum Markenzeichen von politischem, sozialem oder moralischem Nonkonformismus geriet – und damit selbst Pose wurde (*Abb. 10*).

Disziplin und Eigensinn

Motivgeschichtlich ebenso wie sozialpsychologisch steht die fotografische Selbstverzerrung in der Tradition einer vormodernen Volkskultur, die sich durch ein tendenziell distanzierendes, mitunter von Renitenz geprägtes Verhältnis zur obrigkeitlichen Verhaltensregulierung und eine Lust an der Verkehrung gesellschaftlicher Verkehrsformen ins Groteske auszeichnete. Einen Eindruck von der eigensinnigen Körperlichkeit vermitteln die in Bauplastik, Wandmalerei und Schnitzarbeit mittelalterlicher Kirchen erhaltenen Drölerien. Zwar sind diese Darstellungen wohl primär als visuelle Strategie des Klerus anzusehen, mit der das Grotesk-Komische ab dem 11. Jahrhundert als Abweichung von der christlichen Weltordnung und mithin als Gefahr für das Seelenheil diffamiert werden sollte. Gleichwohl ist an ihnen noch die eruptive und tendenziell subversive Kraft einer uns weitgehend entfremdeten Körpersprache erkennbar.⁴⁸ Apotropäisch waren diese verzerrten Gesichter nicht zuletzt in dem Sinne, dass sie aus der Gesellschaft verbannen sollten, was sie selbst zeigten.

Eine der am meisten dargestellten Groteskfiguren ist der sogenannte «Zanner», der seinen Mund – bisweilen unter Zuhilfenahme der Hände – weit aufreißt und seine Zunge herausstreckt (*Abb. 11*).⁴⁹ Lebensweltlich bedeutete eine solche Spottgebärde einen Verstoß gegen die Wohlanständigkeit und eine potenzielle Bedrohung der symbolischen und sozialen Ordnung.⁵⁰ Die forcierte Scheidung von Alltag und karnevaleskem Ausnahmezustand mit ihrem jeweiligen Repertoire legitimer Bewegung und Rede zielte entsprechend auf eine Entschärfung der Mimik und mündete in eine kulturelle Modellierung des Gesichts. Allen Zivilisierungsmaßnahmen zum Trotz haben sich mancherorts noch Überreste der vormaligen Gegenkultur mit ihren Spielarten einer oppositionellen Körperlichkeit in den eingehetzten und zum folkloristischen Ritual erstarrten Formen des Fests erhalten. Entsprechend dem Prinzip der «verkehrten Welt» ist Devianz dabei das Verhaltensideal, so etwa beim innerschweizerischen «Chäsänzne», bei dem die beste Grimasse mit einem Stück Käse prämiert wurde.⁵¹

Spotthandlung und mimischer Eigensinn sind gleichwohl entmachtet und die Grimasse überwiegend Gegenstand einer Ko-

48 Vgl. Katrin Kröll: Die Komik des grotesken Körpers in der christlichen Bildkunst des Mittelalters, in: *Mein ganzer Körper ist Gesicht. Groteske Darstellungen in der europäischen Kunst und Literatur des Mittelalters*, hrsg. von ders. u. Hugo Steger, Freiburg i. Br. 1994, S. 11–105.

49 Ebd., S. 62 f.

50 Hans Rudolf Velten: *Scurrilitas. Das Lachen, die Komik und der Körper in Literatur und Kultur des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit*, Tübingen 2017, S. 246. Zur «Erziehung der Gesten» siehe Jean-Claude Schmitt: *Die Logik der Gesten im europäischen Mittelalter*, übers. von Rolf Schubert u. Bodo Schulze, Stuttgart 1992, S. 143f. u. passim.

51 Otto Hellmut Lienert: «Chäsänzne». Ein alter Brauch bei den Schweizerälplern, in: *Heimatschutz/Patrimoine* 25.3 (1930), S. 39–42.

52 Vgl. Friedrich Georg Jünger: *Über das Komische*, Frankfurt/M. 1948.



Abb. 11
Flämischer Meister,
Satirisches Diptychon,
rechte Tafel, um 1520.

mik, die in einem provozierenden, aber folgenlosen Aufbegehren des unterlegenen Subjekts gegen die hegemoniale Ordnung und ihre Konventionen von Gestalt und Verhalten besteht.⁵² Aus diesem ungleichen Konflikt, in dem die Grimasse von einer Waffe des Spotts zu einem Ausdruck der Selbstironie gemildert wurde, bezieht auch die unüberschaubare Menge verzerrierter Physiognomien in der kommerzialisierten Unterhaltungskultur ihre komische Wirkung.

Die im Mittelalter begonnene Disziplinierung des Gesichts, die das Gesicht durch eine rigorose Scheidung zwischen sozial

sanktioniertem Maskenspiel einerseits und einer Mimik der Außenseiter andererseits überhaupt erst hervorgebracht hat, ist fortgesetzt bis hinein in die Anweisungen für biometrisch lesbare Passbilder.⁵³ Um es den Maschinen zu erleichtern, ist jede Mimik untersagt, Ausdruckslosigkeit zum ästhetischen Imperativ erhoben.

Gilles Deleuze und Félix Guattari warnten: «Es ist nicht so einfach, das Gesicht aufzulösen. Man läuft dabei Gefahr, wahnsinnig zu werden.»⁵⁴ 2002 wurde das Gehirn von Ulrike Meinhof obduziert. Der Psychiater Bernhard Bogerts, der die Untersuchung am Universitätsklinikum Magdeburg leitete, ließ verlauten, dass aufgrund des pathologischen Befunds ernsthafte Zweifel an der Schuldfähigkeit der Terroristin bestünden. Durch die Hirnoperation, deren Spuren später die Identifikation der Gefassten erlaubten, sei es zu einer Persönlichkeitsveränderung mit verminderter Aggressionssteuerung gekommen.⁵⁵ Ihr Verhalten gegenüber der Polizeifotografie allerdings war wohl kein Ausdruck psychischer Störung, sondern eine kalkulierte Auflösung des Gesichts. Die Fotografie presst dem fließenden Spiel der Mienen ein Gesicht ab, das dem Subjekt als eiserne Maske des Erkennens auferlegt wird. Das freie Spiel physiognomischen Eigensinns erweist sich da als unbezwingbares – und letztes – Mittel des Widerstands gegen die fotografische Fest-Stellung. Man läuft dabei allerdings Gefahr, wahnsinnig auszusehen.

53 Vgl. Roland Meyer: Lichtbildbelehrungen. Bilder im Grenzbereich. Die ePass-Fotomustertafeln der Bundesdruckerei, in: Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik 4.2 (2006), S. 64–68.

54 Gilles Deleuze u. Félix Guattari: Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie, übers. von Gabriel Ricke, Berlin 1997, S. 258.

55 Vgl. Jürgen Dahlkamp: Das Gehirn des Terrors, in: Spiegel Online, 2. November 2002.

Bildnachweis: Abb. 1: Bundesarchiv: B 362 Bild-03173-234-003. – Abb. 2: Der Spiegel 7 (1974), S. 34. – Abb. 3: Henning Langenheim/ akg-images: AKG895027. – Abb. 4: Le Journal illustré 12.5 (1878), S. 40. Bibliothèque de Genève: Inv. FAO 23764. – Abb. 5: Washington, Library of Congress, Prints & Photographs Division: LOT 10838. – Abb. 6: aus: Thomas Byrnes: Professional Criminals of America, New York 1886, o. P. [nach S. 52]. – Abb. 7: Washington DC, Library of Congress: LC-G9-Z3-106-AB. – Abb. 8: Lausanne, Musée de l'Elysée. © VG Bild-Kunst, Bonn 2019. – Abb. 9: The Albert Einstein Archives, Jerusalem: AEA, 500 352. © The Hebrew University of Jerusalem. – Abb. 10: APA Picturedesk: 19700625_PD0014 (RM). – Abb. 11: Lüttich, Université de Liège, Collections artistiques: Inv. 12013.

JAN BÜRGER

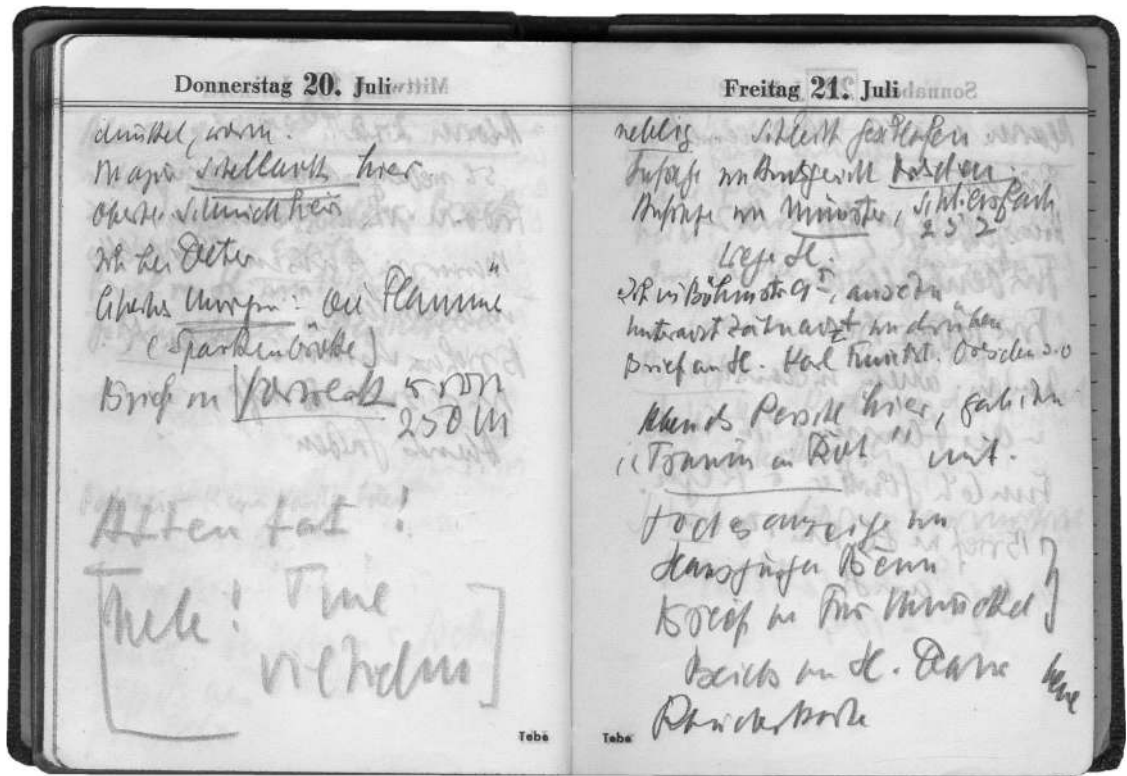
Das Attentat als Lauffeuer

Der 20. Juli 1944 in Tagebüchern. Eine Spurensuche

Auch unsere Erinnerungen an Akte des Widerstands hängen stark von ihrem medialen Echo ab. Wahrscheinlich lässt sich nur so erklären, dass der 20. Juli 1944 und Claus Schenk Graf von Stauffenberg unser politisches Selbstverständnis bis heute prägen, während sogar prominente Gegner des Nationalsozialismus wie Freya und Helmuth James von Moltke oder Julius Leber mehr und mehr in Vergessenheit geraten. Ganz zu schweigen von den Mitgliedern der Roten Kapelle. Oder von Georg Elser. Dessen Bomben-Attentat auf Hitler vom 8. November 1939 – also noch vor dem systematischen Massenmord an den Juden und nicht in der Endphase des Krieges, als die Niederlage absehbar war – wurde überhaupt erst Jahrzehnte nach seiner Ermordung im Konzentrationslager Dachau erforscht.

Warum eignete sich der Schreiner Georg Elser im Gegensatz zu den Attentätern des 20. Juli für die Gesellschaft der jungen Bundesrepublik nicht als positive Bezugsfigur? Warum wurde ausgerechnet ein Offizier wie Stauffenberg seit den 1950er Jahren für mehrere westdeutsche Generationen zum Gesicht des aktiven Widerstands gegen den Nationalsozialismus? Wie kam es zu dieser Heroisierung, die sich, auch wenn es pietätlos klingen mag, durchaus mit jener des toten Che Guevara durch die Studentenbewegung vergleichen lässt?

Vielleicht lag es nicht zuletzt daran, dass Stauffenberg alle At-



tribute eines modernen Helden aufwies: vom gewinnenden Aussehen und dem elitären Dünkel über die späte Bekehrung bis hin zur raschen Exekution in der Nacht nach dem Attentat. Auch die Nationalsozialisten erkannten das mediale Potenzial des 20. Juli und nutzten es umgehend für ihre Propaganda. Hitlers Krieg war auch ein Krieg um die Meinungsführerschaft.

Blättert man heute in Tagebüchern und Taschenkalendern des Jahres 1944, überrascht am meisten, wie schnell sich die Nachricht von Stauffenbergs Attentat in der gesamten westlichen Welt verbreitete. Dass der in Landsberg an der Warthe stationierte Oberstarzt Gottfried Benn – «Nichts Träumerischeres als eine Kaserne!»¹ – unter dem 20. Juli nicht nur festhält, Großvater der Zwillinge Tine und Vilhelm geworden zu sein, sondern zuvor noch das Wort «Attentat!» schreibt, mag nicht weiter verwundern (Abb. 1). Zumal diese rot hervorgehobene Notiz mit einem anderen Stift ausgeführt wurde als die übrigen Aufzeichnungen – mög-

Abb. 1
 «Attentat!» und «neblig. Schlecht geschlafen» – Eintragungen von Gottfried Benn in seinem Tages-Notizkalender von 1944.

- 1 Gottfried Benn: Doppelleben, in: Ders.: Sämtliche Werke, Band 5, hg. von Gerhard Schuster, Stuttgart 1991, S. 123.
- 2 Gottfried Benn: Arbeitsheft 9a («Tebe» Tages-Notizkalender 1944), DLA Marbach, A: Benn, Gottfried.
- 3 Thomas Mann: Tagebücher 1944-1.4.1946, hg. von Inge Jens, Frankfurt/M. 1986, S. 79.
- 4 Konrad Merz (d.i. Kurt Lehmann): Tagebuch 26.10.1943 – 10.11.1944, DLA Marbach, A: Merz, Konrad.

licherweise hat Benn sie erst nachträglich ergänzt.² Erstaunlich hingegen ist, dass das gescheiterte Attentat auch im kalifornischen Haus von Thomas Mann sofort diskutiert wurde. Die Informationen, die den Nobelpreisträger in Pacific Palisades erreicht hatten, waren zwar noch unpräzise, als er am 20. Juli notierte: «Hitler in Holland einem Bombenattentat verschworener Armee-Offiziere entgangen. Verwundete u. Tote unter seiner Umgebung. Selbstmorde u. Erschießungen.» Doch der geografische Abstand zwischen Benns preußischer Provinz und dem äußersten Westen der USA spielte 1944 fast keine Rolle mehr. Das *Global Village* hatte das Internet gar nicht unbedingt nötig, denn spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg war es bereits eine Realität.

Einen Tag später konnte sich Thomas Mann ausführlich über den gescheiterten Umsturz informieren: «Nach Tische die Zeitung über / die Vorgänge in Deutschland. Offenbar ist die Aufstandsbewegung trotz vieler Tötungen nicht niedergeschlagen. Es ist der Anfang vom Ende. / Tatsächlich haben 2 Divisionen in Ostpreußen und Teile der Marine gemeutert. Auch ist die Befehlsautorität nicht mehr eindeutig. – Geschlafen. Brief an den N.Y.-Times-Editor wegen seiner Anfrage in Sachen citizenship.»³

Der junge jüdische Autor Konrad Merz schrieb unterdessen in einem Versteck nördlich von Amsterdam, welches er allenfalls nachts gelegentlich verlassen konnte: «Von Deutschland aus ist im Hitlerland jetzt die erste Tat geschehen. War es eine Tat? Gewiss: man hat dem Hitler eine Bombe unter den Hintern gelegt. Das Ziel ist nicht erreicht: der Hauptverbrecher wurde nicht getroffen. So schreit dieser Unvermeidliche selber in die Welt hinaus. [...] Die äussern Möglichkeiten eines Aufstands sind mit diesem Misslingen zwar wohl kleiner geworden, die innern aber haben zum ersten Mal ihre Stimme über das ganze Land erschallen lassen; ein Klang der wachsen kann, wachsen muss. [...] Wir wissen noch wenig über das Ereignis. Wir müssen mehr ahnen als hören. Was die Propaganda hinauskrächzt habe ich wieder genau vorhergesagt [...].»⁴

Möglicherweise bezog Konrad Merz seine Informationen direkt von den niederländischen Untergrundorganisationen, für die er Übersetzungsarbeiten erledigte. Ihre Geheimsender verbreiteten schon seit Jahren Nachrichten nach England. Die Kom-

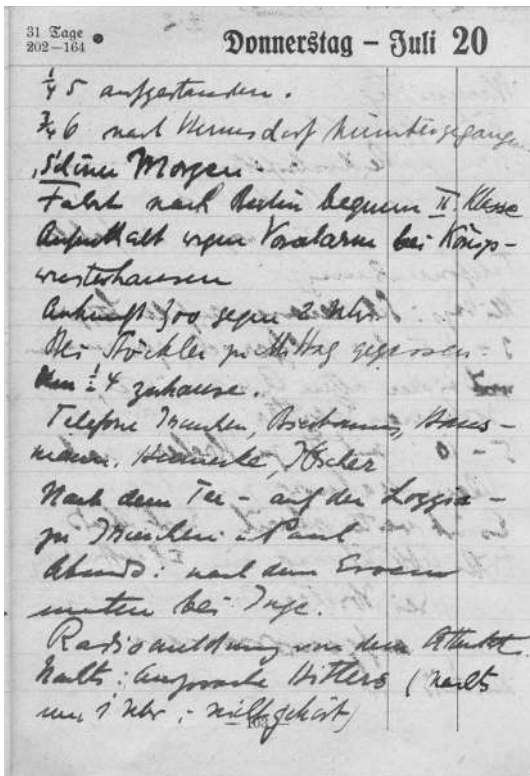


Abb. 2

«Radiomeldung von dem Attentat. Nachts: Ansprache Hitlers (nachts um 1 Uhr; nicht gehört)» – Notiz von Carl F. W. Behl in seinem Tages-Merkbuch des Jahres 1944.

munikation funktionierte meist reibungslos, genau wie im besetzten Frankreich oder im hessischen Laubach, wo die Autorin Editha Klipstein hastig und erkennbar enttäuscht am 20. Juli vermerkte: «Attentat mit Sprengstoff auf den Führer. Seine Rd.funk Rede um Mitternacht. Einige Generale schwer verwundet, er selbst ‹Gott sei Dank› so gut wie unverletzt.[.] (Die Bäuerin Frau Günther sagte zu mir: [.]wieder schief gegangen →)».⁵

Editha Klipstein scheint in der tiefsten Provinz auf demselben Stand gewesen zu sein wie der Jurist und Schriftsteller Carl F. W. Behl, der am 20. Juli in die Hauptstadt gereist war, um dort als Mitarbeiter und Vertrauter Gerhart Hauptmanns Korrekturen zu kontrollieren und Verhandlungen zu führen, unter anderem mit dem Suhrkamp Verlag, während Peter Suhrkamp selbst schon vor Monaten von der Gestapo verhaftet und unter Verdacht gestellt worden war, Kontakte zu Widerstandskreisen zu haben. Behl erfuhr nach dem Abendessen, was vorgefallen war: «Radiomel-

5 Editha Klipstein: Tagebuch 32, 1.7.–13.11.1944, DLA Marbach, A: Klipstein, Editha.

6 Carl F. W. Behl: Tages-Merkbuch 1944, DLA Marbach, A: Behl, C.F.W.



Abb. 3
«Die phantastischsten Gerüchte gehen um: Auch dass die Wehrmacht die Gestapo entwaffnet hätte.»
Eingeklebter Zeitungsausschnitt im Tagebuch von Thea Sternheim, 1944.

derung von dem Attentat. Nachts: Ansprache Hitlers (nachts um 1 Uhr; nicht gehört)[.]» (Abb. 2)

Am nächsten Tag kam es dann im Verlag zu einer «längere[n] Aussprache» mit Hermann Kasack, der die Geschäfte führte, während Peter Suhrkamp im KZ saß und gefoltert wurde. Worüber sich die beiden austauschten, zeichnete Behl, der die Nationalsozialisten viel kritischer betrachtete als Gerhart Hauptmann, möglicherweise aus Vorsicht nicht auf.⁶

Solche Skrupel kannte die passionierte Tagebuch-Schreiberin Thea Sternheim in Paris nicht. Als sie am 20. Juli schlafen gehen wollte (dabei dachte sie «intensiv» an den eng mit ihr befreundeten André Gide), geschah etwas Unerwartetes: «Plötzlich winkt mir die Druau von der Strasse her kommend zu. Sie winkt so intensiv, dass ich im Schlafrock und Nachthemd hinausgehe: Wie ein Lauffeuer verbreitet sich das Gerücht, dass ein Attentat auf Hitler verübt worden sei.»

Thea Sternheim versuchte trotzdem etwas Ruhe zu finden. Allerdings steht unter dem Datum des nächsten Tages als Erstes Folgendes: «Die schlaflose Nacht.» Daraufhin klebte sie Zeitungsausschnitte über das Attentat ein, um hinzuzufügen: «Die phantastischsten Gerüchte gehen um: Auch dass die Wehrmacht die Gestapo entwaffnet hätte.»⁷ (Abb. 3)

Rückblickend mutet es merkwürdig an, dass Gottfried Benn, der zu ihren engsten Vertrauten gehört hatte, bevor sich die beiden 1933 aus politischen Gründen entfremdeten, am 22. Juli ebenfalls notierte, dass er «schlecht geschlafen» habe. Thea Sternheims Tochter Moposa war in dieser Zeit bereits im KZ Ravensbrück interniert, keine 200 Kilometer entfernt von Benns Kaserne, der zu ihren früheren Liebhabern gehörte.

Angesichts der überlieferten Tagebücher frappt, dass die Nachricht vom Attentat am 20. Juli 1944 in der gesamten westlichen Welt nahezu gleichzeitig wahrgenommen wurde. Blitzartig erlangte das Ereignis eine ungeheure Popularität, und dies lag vor allem an der perfekten propagandistischen Ausbeutung durch die Nationalsozialisten, die auf Hitlers Ansprache um 1 Uhr nachts zulief. Stauffenberg wurde von Hitler gleich zu Beginn seiner kurzen Rede und als einziger der verschworenen Offiziere namentlich erwähnt. Das Radio wählte Hitler als Medium, weil er in Echtzeit, sozusagen *live* kommunizieren wollte, um zu beweisen, dass der Anschlag gescheitert war. Dabei unterstrich er besonders, dass diese Tat in der deutschen Geschichte unvergleichlich sei, und obwohl diese Behauptung recht willkürlich ist, wird sie auch heute noch selten in Frage gestellt. Innerhalb eines Tages verwandelte sich Stauffenberg in eine mythische Figur. Mit Hitlers nächtlicher Rundfunkansprache wurde der 20. Juli 1944 zu einem Medienereignis, das ungeheuer weit in die Zukunft wies.

7 Thea Sternheim: Tagebuchaufzeichnungen 20.–22.7.1944, DLA Marbach, A: Sternheim, Thea; auszugsweise veröffentlicht in: Thea Sternheim: Tagebücher 1903-1971, hg. und ausgewählt von Thomas Ehrsam und Regula Wyss, Band 3, 1936–1951, Göttingen 2011, S. 361.

Konzept & Kritik

ANDREAS ECKERT

Afrikanischer Widerstand

Walter Rodney und der Stachel der Globalgeschichte

I.

Als Walter Rodney im Juni 1980, nur 38 Jahre alt, in Guyanas Hauptstadt Georgetown Opfer eines von der Regierung initiierten politischen Attentates wurde, hatte er bereits etwas erreicht, was nur wenigen Historikern mit zumeist wesentlich längeren Karrieren gelingt: ein Forschungsfeld zu prägen und Debatten auch jenseits universitärer Mauern nachhaltig anzufachen. Rodneys 1972 in dem kleinen, von Exil-Guyanern in London gegründeten Verlag Bogle l'Ouverture veröffentlichtes Buch *How Africa underdeveloped Europe* war eine engagierte Darstellung der Bedeutung des Sklavenhandels und des Kolonialismus, die sehr die Verantwortung Europas für die desolate Situation Afrikas hervorhob und starke Anleihen bei der in Lateinamerika entwickelten Dependenztheorie machte. Die provokanten Thesen prägten Generationen von Afrikanwissenschaftlern und Aktivisten. Drei Jahre nach der englischsprachigen Erstauflage erschien bei Wagenbach eine deutsche Übersetzung unter dem Titel *Afrika. Die Geschichte einer Unterentwicklung*, welche hierzulande bis heute zu den wenigen Verkaufserfolgen der an Bestsellern recht armen Sachbuchliteratur zu Afrika gehört.¹

Der gebürtige Guyaner Rodney war zum Zeitpunkt der Veröffentlichung Geschichtsdozent an der Universität Dar es Salaam in Tansania. Er gehörte weltweit zu den markantesten schwarzen Intellektuellen der 1960er und 70er Jahre und spielte auf einer breiten Klaviatur von Aktivitäten: Autor wissenschaftlicher Bücher und Universitätslehrer, politischer Aktivist, aber auch «ein Mann des Volkes», der in den Slums von Jamaika und Guyana mit den dortigen Bewohnern diskutierte und in Tansania mit Dorflehrern die angemessene Vermittlung der afrikanischen Geschichte erprobte.² Rodney selbst unterstrich mehrfach die enge Verzahnung von akademischer und politischer Arbeit: «Als Wissenschaftler,» schrieb er, «und so lange ich Wissenschaftler bleibe, muss ich anstreben, den wichtigsten politischen Einsatz in den zahlreichen Stunden zu leisten, in denen ich lehre, forsche oder anderen Tätigkeiten nachgehe, die mit dem akademischen Leben verbunden sind».³ Letztlich war es die Vereinigung von politischem Aktivismus und Wissenschaft, die ihm in seiner Heimat Guyana zuerst die materiellen Grundlagen entzog und ihn dann das Leben kostete. In den Jahren nach seinem gewaltsamen Ableben blieb die Wahrnehmung von

Rodney weitgehend reduziert auf das Bild eines radikalen «scholar activist», welches jedoch gerade seine fundierten sozialhistorischen Studien marginalisierte und sein wissenschaftliches Oeuvre nahezu ausschließlich als Instrument des politischen Kampfes deutete.⁴ Das verstärkte Interesse am «schwarzen Atlantik» brachte schließlich eine neue Lesart von Rodney als einem Denker und Aktivist hervor, der mit seinen Schriften und seiner politischen Arbeit wie nur wenige seiner Generation Nordamerika, die Karibik, Afrika und Europa verband.⁵

Die starke politische Akzentuierung seiner Schriften, sein – zumindest zeitweiliger – Fokus auf Sozialgeschichte, vor allem aber seine konkrete politische Arbeit mit den «Verdammtten dieser Erde» unterscheiden Rodney von späteren Generationen postkolonialer Intellektueller.⁶ Gegenwärtig wichtige Denker dieser Richtung wie Achille Mbembe verharren demgegenüber trotz scharfzüngiger, kritischer Analysen in beträchtlichem Maße auf der Ebene der weltanschaulichen Rundumschläge, aus denen sich kaum politische Handlungsanleitungen ergeben.⁷ Auch der Teil der Globalgeschichtsschreibung, der Rodneys Fragen nach der Bedeutung von Sklavenhandel und -produktion für den globalen Aufstieg des Kapitalismus thematisiert, bleibt in Bezug auf politische Schlussfolgerungen für die Gegenwart sehr zurückhaltend.

II.

Walter Rodneys intellektuelle und politische Formierung war eng verzahnt mit zwei miteinander verknüpften historischen Entwicklungen: Einmal mit der Welle nationaler Unabhängigkeitsbewegungen, die nach dem Zweiten Weltkrieg durch die europäischen Kolonien rollte. Und zweitens mit der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten, die wichtige Impulse für panafrikanische Bewegungen weltweit gab. Mit den Realitäten von Rassismus und kolonialer Ausbeutung war Rodney von Kindesbeinen an vertraut. Nur wenige Straßen

entfernt vom Ort seiner späteren Ermordung wuchs er mit seinen fünf Geschwistern in prekären Verhältnissen auf. Seine Eltern engagierten sich in der antikolonialen, sozialistischen «Peoples Progressive Party». Bereits als Neunjähriger besuchte Rodney Parteiversammlungen und verteilte Flugblätter. Diese, wie er es rückblickend nannte, «tiefe Regung für den Sozialismus» ließ ihn nicht wieder los. Mit Hilfe von Stipendien konnte der exzellente Schüler und Sportler eine höhere Schule besuchen und im Anschluss ein Geschichtsstudium an der Universität der West Indies in Mona auf Jamaika absolvieren. Als Begründer der «Students Democratic Party» besuchte er in den frühen 1960er Jahren Kuba und die Sowjetunion und geriet, wenig überraschend, ins Visier nicht nur des jamaikanischen Geheimdienstes, sondern auch der CIA.

Zur Promotion ging Rodney an die School of Oriental and African Studies nach London, in jener Zeit in der anglophonen Welt einer der zentralen Orte zum Studium der Historie Afrikas. Rückblickend beschrieb Rodney die dortigen Doktorandenseminare als Veranstaltungen, «die von all jenen Meistern des Wissens über Afrika geleitet wurden, die über ein enormes Flair verfügten, alle anderen im Raum klein zu halten».⁸ Er partizipierte lieber regelmäßig an einem vom C.L.R. James organisierten Gesprächszirkel. Der Journalist und Schriftsteller James, Autor eines klassischen Werkes über die Sklavenrevolte in Haiti («Die schwarzen Jakobiner»), engagierter Kolonialismuskritiker und Sozialist, lehrte Rodney, wie dieser später notierte, panafrikanische Perspektiven und die Analyse historischer Situationen. Eine weitere Inspiration bot das Werk von Eric Williams, seinerzeit als Präsident von Trinidad und Tobago zwar im Fokus von Rodneys politischer Kritik, als Autor des Klassikers *Capitalism and Slavery* (1944) jedoch ein wichtiger Augenöffner für den Zusammenhang zwischen Plantagensklaverei in der Karibik und dem Aufstieg des Kapitalismus in Europa.⁹ Überdies betätigte sich der Geschichtsdoktorand aus Guyana



Abb. 1
Black Power – der Aktivist und Historiker
Walter Rodney (1942–1980).

regelmäßig als Debattenredner an der berühmten Speakers' Corner im Londoner Hyde Park. Mit der britischen Linken konnte er hingegen nicht viel anfangen. Die sich als radikal gerierenden Intellektuellen an der London School of Economics und im Umfeld der *New Left Review* empfand Rodney als modisches Zeitphänomen, gefangen in einer Tradition, in der es vor allem darauf ankomme, besonders clever zu erscheinen. Überdies bescheinigte er ihnen latenten Rassismus und offenen Paternalismus.¹⁰

Frisch doktriert, machte sich Rodney 1966 auf den Weg nach Dar es Salaam, um am dortigen Geschichtsinstitut zu unterrichten, das international einen exzellenten Ruf genoss und vorkoloniale afrikanische Geschichte sowie Widerstand gegen die europäische Fremdherrschaft ins Zentrum von Lehre und Forschung stellte. Selbst wenn nicht alle die Ideen von Tansanias Präsident Julius Nyerere über den traditionellen afrikanischen Sozialismus teilten, so lockten das in diesem Land praktizierte sozialistische Experiment und das Flair des Auf-

bruchs in jenen Jahren viele linke Geistes- und Sozialwissenschaftler aus aller Welt nach Ostafrika. Nach knapp zwei Jahren wechselte Rodney an seine Alma Mater nach Mona, Jamaika, um einen Studiengang für Karibik- und Afrikastudien aufzubauen. Zugleich stürzte er sich in politische Arbeit und etablierte sich binnen kurzem als scharfer Kritiker der Regierung und sichtbarster Exponent der *Black Power*-Bewegung auf der Insel. Nach einem vielbeachteten Vortrag auf dem Kongress der schwarzen Schriftsteller und Künstler in Montreal verweigerten ihm die Behörden im Oktober 1968 die Einreise nach Jamaika. Am Tag darauf wurde das Land durch heftige Proteste erschüttert, die als «Rodney riots» in die Annalen eingingen.¹¹ Rodney erhielt die Möglichkeit, wieder nach Dar es Salaam zurückzukehren, wo er fünf weitere, äußerst produktive Jahre verbrachte, in denen sich sein Profil als radikaler Historiker Afrikas und seiner Diaspora schärfte und er verstärkte internationale Aufmerksamkeit, nicht zuletzt in den USA, erfuhr.

III.

Rodneys 1970 bei Oxford University Press erschienene Dissertation *A History of the Upper Guinea Coast 1545-1800* sorgte, flankiert von einigen Artikeln in renommierten Fachorganen und Handbüchern, für gehörigen Wirbel in den Debatten über Sklaverei und Sklavenhandel in Afrika. Im Gegensatz zu einem Teil der etablierten Forschung vertrat Rodney mit Nachdruck die These, Sklaverei in Afrika müsse zuvorderst als Resultat äußerer Nachfrage und äußerer Eingreifens gedeutet werden. Die Einsichten aus seiner Fallstudie übertrug er dann in *How Europe underdeveloped Africa* auf den gesamten Kontinent. Dies trug ihm scharfe Kritik seitens vieler Fachkollegen ein, die die markanten regionalen Unterschiede in Afrika betonten und auf die Tatsache verwiesen, dass Sklaverei auf dem Kontinent bereits existierte, als die Europäer mit dem Handel begannen. Freilich konzedierte die Mehrheit der Kritiker durchaus, dass diese Institution durch das

von Europa initiierte Geschäft eine enorme Brutalisierung und Ausweitung erfuhr. Trotz der Fachschelte traf Rodneys Buch zur Erklärung der «Unterentwicklung» südlich der Sahara sowohl in der Wissenschaft wie beim allgemeinen Publikum einen Nerv. Anfang der 1970er Jahre hatte sich allortorts Ernüchterung über das Zukunftspotential Afrikas eingestellt. Nahezu alle jungen Staaten standen vor immensen politischen und ökonomischen Problemen. Aus dem Kontinent der Hoffnung wurde in der internationalen Wahrnehmung ein krisengeschüttelter und zur Entwicklung unfähiger Weltteil, bestenfalls Gegenstand des Mitleids und der Hilfe. Die Geschichtsschreibung reflektierte zunehmend diese Entwicklung. Statt den Wurzeln des Nationalismus nachzuspüren, begann man nun verstärkt, die Wurzeln der Unterentwicklung zu analysieren. Die Frustration über die Früchte der Unabhängigkeit lenkte den Blick auf die externen Determinanten der wirtschaftlichen und sozialen Schwierigkeiten Afrikas.

Die Dependenztheorie schien für entsprechende Betrachtungen das geeignete theoretische Gerüst zu liefern. Dieser Ansatz machte nicht die vermeintliche Rückständigkeit des Südens als Hauptursache für die ungleiche Verteilung von Lebenschancen verantwortlich, sondern interpretierte Entwicklung und Unterentwicklung als zwei Seiten der gleichen Medaille, genauer: der weltweiten Ausbreitung des Kapitalismus, welcher, so die These, die ungleiche Allokation der Wohltaten dieser Wirtschaftsweise im globalen Maßstab zur Konsequenz habe. Eine wichtige Erweiterung erfuhr die Dependenztheorie durch die vor allem mit Immanuel Wallerstein verbundene Weltsystemtheorie, die stark auf den Aspekt der internationalen Arbeitsteilung abhob: Freie Lohnarbeit in den Zentren stand Zwangsarbeit, Sklaverei und Schuldknechtschaft in der Peripherie gegenüber. Rodney griff diese Anregungen auf und baute sie zu einer eindringlichen Analyse der Geschichte der wirtschaftlichen Beziehungen Afrikas mit dem europä-

ischen Kapitalismus um. Obgleich er sich speziell mit der Kolonialzeit befasste, trat der Fluchtpunkt seiner Untersuchung früher in Erscheinung: mit dem Sklavenhandel und der Einbeziehung Afrikas in eine ungleiche und ausbeuterische Weltwirtschaft. In dieser Zeit habe der Kontinent einen «nicht wieder aufzuholenden Verlust an Entwicklungsmöglichkeiten» erlitten. Einheimische Innovationen seien durch die Zwangsmigration vor allem junger Männer und den Import westlicher Waren und Technologien erstickt worden. Die Dependenz- und Weltsystemtheorien haben ihre besten Tage lange hinter sich. Und die jüngere Sklaverei- und Sklavenhandelsforschung differenziert oder verwirft viele der Befunde Rodney's. Im Zuge des Aufstiegs der Globalgeschichte und des neuen Interesses an den Verflechtungen der kapitalistischen Welt sowie der Bedeutung der Sklavenproduktion für den atlantischen Raum gewinnen seine Fragen und Thesen hingegen neue Aktualität.

IV.

1974 kehrte Rodney nach Guyana zurück, um eine Professur für Geschichte anzutreten, fand sich bei seiner Ankunft allerdings mit dem Verbot seiner Berufung durch die Regierung konfrontiert. Rodney, verheiratet und dreifacher Vater, entschloss sich trotz der damit verbundenen enormen materiellen Unsicherheiten, in seiner Heimat zu bleiben und vor allem politisch zu arbeiten. Er gründete die «Working People's Alliance» (WPA), die rasch zu einer ernsthaften Bedrohung für die herrschende Clique um Premier Forbes Burnham wurde. Rodney's wissenschaftliche Tätigkeit riss in dieser Zeit indes nicht ab, im Gegenteil. Unermüdlich tourte er auf Vortragsreisen in den Vereinigten Staaten, der Karibik und Europa und nahm diverse Gastprofessuren wahr, nicht zuletzt um seinen Lebensunterhalt zu

bestreiten. Im Frühjahr 1978 unterrichtete er etwa an der Universität Hamburg. Zahlreiche Veröffentlichungen und Manuskripte zur Geschichte der Arbeitenden in Tansania und Guyana entstanden in diesen Jahren. Sie zeigen Rodney vor allem als quellennah arbeitenden Sozialhistoriker. Mit Erstaunen registrierten Freunde und Weggefährten, dass er trotz seiner intensiven und höchst gefährlichen politischen Arbeit wiederholt längere Aufenthalte im Nationalarchiv von Guyana einschob. Seine in vieler Hinsicht profundeste Studie erschien erst nach seinem Tod. *A History of the Guyanese Working People, 1881–1905* (1981) bietet eine archivbasierte, umfassende Analyse der Geschichte afrikanischer und asiatischer Einwanderung nach Guyana, der Interaktion zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen, dem langen Schatten der Sklaverei, dem Einfluss des britischen Kolonialismus und den ökonomischen und politischen Zwängen, denen sich die Arbeiter ausgesetzt sahen und gegen die sie sich zunehmend auflehnten.

Derweil spitzte sich die politische Situation in Guyana zu. Die Vertreter der WPA und besonders ihr eloquenter Sprecher Rodney gerieten verstärkt ins Visier der Staatsmacht. Mitglieder der Partei wurden bedroht, mit Gerichtsverfahren überzogen, unter fadenscheinigen Begründungen ins Gefängnis gesteckt, einige gar auf offener Straße ermordet. Angeblich ließ Premier Burnham Rodney mitteilen, er solle doch besser sein Testament machen. Trotz Ausreiseverbot unternahm Rodney im Mai 1980 eine Reise nach Europa und Afrika. Im gerade unabhängig gewordenen Zimbabwe traf er auf Robert Mugabe, damals noch der große Held vieler schwarzer Intellektueller, der ihm den Aufbau eines Zentrums für Afrikaforschung antrug. Rodney lehnte ab. Er sah seinen Platz im politischen Kampf in seinem Heimatland. Kurz darauf war er tot.

- 1 Im vergangenen Jahr ist eine Neuauflage des Buches bei Verso Press erschienen, mit einem neuen Vorwort der amerikanischen Bürgerrechtlerin Angela Davis. Die deutsche Übersetzung ist seit geraumer Zeit nicht mehr lieferbar.
- 2 Die Notwendigkeit für kritische Intellektuelle, engen Kontakt zur «Graswurzelebene» zu halten, betont Rodney in: *The Groundings with My Brothers*, London 1969.
- 3 Walter Rodney: *Walter Rodney Speaks: The Making of an African Intellectual*, hg. von Robert A. Hill, Trenton/NJ 1990, S. 35. Vgl. auch Alan Isaacman: *Legacies of Engagement. Scholarship informed by Political Commitment*, in: *African Studies Review* 46,1 (2003), S.1–41.
- 4 Edward Alpers und Pierre-Michel Fontaine (Hg.): *Walter Rodney – Revolutionary and Scholar: A Tribute*, Los Angeles 1982.
- 5 Die weiterhin einzige substantielle Biografie Rodneys ist Rupert Charles Lewis: *Walter Rodney's Intellectual and Political Thought*, Kingston und Detroit 1998. Die neuere Studie von Amzat Boukari-Yabara: *Walter Rodney: Un Historien Engagé (1942-1980)*, Paris 2018, bietet keine wirklich darüberhinausgehenden Einsichten. Für eine knappe bio-bibliografische Skizze siehe Horace Campbell: *Walter Rodney: A Biography and Bibliography*, in: *Review of African Political Economy* 18 (1980), S.132–137. Ein instruktiver Band mit persönlichen Reminiszenzen an Rodney und Einschätzungen seines politischen und wissenschaftlichen Wirkens ist Clairmont Chung (Hg.): *Walter Rodney. A Promise of Revolution*, New York 2012. Für die Einordnung von Rodneys Wirken im Kontext des «schwarzen Atlantik» siehe Michael O. West und William G. Martin: *Contours of the Black International. From Toussaint to Tupac*, in: Dies. (Hg.): *From Toussaint to Tupac: The Black International since the Age of Revolution*, Chapel Hill und London 2009, S. 1–44. Die Robert W. Woodruff Bibliothek in Atlanta/Georgia beherbergt die «Walter Rodney Papers», die u.a. unveröffentlichte Vortragsmanuskripte, Aufsatzentwürfe und Briefe umfassen (walterrodneyfoundation.org).
- 6 Für eine frühe, in Teilen freilich übermäßig polemische Kritik an diesem Typus und seinen intellektuellen Perspektiven vgl. Arif Dirlik: *The Postcolonial Aura: Third World Criticism in the Age of Global Capitalism*, Boulder/Col. 1997.
- 7 Andreas Eckert: *Der Ausgang aus der großen Nacht. Über Achille Mbembe*, in: *Merkur* 806 (2016), S. 58–65.
- 8 Rodney: *Walter Rodney Speaks*, S. 24.
- 9 Andreas Eckert: Historiker des «schwarzen Atlantik». C.L.R. James und Eric Williams, in: *Merkur* 829 (2018), S. 87–95.
- 10 Rodney: *Walter Rodney Speaks*, S. 31.
- 11 Michael O. West: *Seeing Darkly: Guyana, Black Power, and Walter Rodney's Expulsion from Jamaica*, in: *Small Axe* 25 (2008), S. 93–104.

Bildnachweis: Abb. 1: ©Walter Rodney Foundation.

Polemik und Schadenfreude

Von Kritik, als einer Angelegenheit des Verstandes, wird erwartet, dass sie rational sei, nicht emotional. Sie soll sich an die Sache halten und nicht persönlich werden. Man könnte meinen, diese beiden Forderungen fielen zusammen; sie tun es aber nicht. Über Unpersönliches wird manchmal leidenschaftlicher gestritten als über Personen, und dass ein rationales Urteil über eine Person unter bestimmten Umständen möglich sei, ist kaum auszusprechen.

Ausdruck und Wirkung

In einigen Arten der Kritik werden Emotionen virulent, ganz besonders aber in einer: der Polemik. Emotionen, die sie erwarten lässt, sind solche der Aversion: Ärger, Wut, Hass, Verachtung, Ekel und – Schadenfreude. Letztere, als Form der Freude, mag sich seltsam ausnehmen in einer Liste von Aversionen; der Widerwille gilt hier zwar nicht dem Schaden – er wird begrüßt –, wohl aber dem, der ihn erleidet.

Polemik erwächst aus dem rationalen Unterfangen namens Kritik, schneidet jedoch, als schärfste Form von Kritik, durch den Rahmen, der diesem Unterfangen gesetzt ist. Ein Polemiker muss rationaler Argumentation fähig sein; wer zu polemisieren beginnt, weil er nicht vernünftig erörtern kann, macht sich verdächtig. Und doch wird erst der polemisieren, den die Nüchternheit und Objektivität gelassenen Abwägens des Für und Wider unzufrieden sein lässt; es gibt Ereignisse, die einen verstimmen, aufregen und vielleicht sogar in Zorn versetzen, jedenfalls aber aus der Ruhe bringen müssen.

Um die Ruhe geschehen ist es im Krieg, von dessen griechischer Bezeichnung, *polemos*, sich der Name des Genres herleitet. Harmlos mag sich Kritik in manchen anderen Fällen ausnehmen; als Polemik wird Kritik zu einer Sache von Leben, Tod – und Ehre. Gleich einem, der in die Schlacht zieht, will der Polemiker die Oberhand gewinnen, siegen, vielleicht sogar vernichten. So entfaltet sich Polemik jedesmal entlang den Linien einer Feindschaft.

Diese erscheint zunächst als persönliche Beziehung. Es gibt Feindschaften zwischen Individuen, aber auch zwischen Gruppen. Gruppen sind jedoch keine natürlichen Arten, sondern «Gedankendinge». Wer sind «die Deutschen»? Wohl kaum solche, denen ein besonderes Blut in den Adern fließt. «Die Deutschen» sind diejenigen, von denen hinreichend viele glauben, sie seien Deutsche – eine allgemeine Überzeugung, die in Form einer Staatsbürgerschaft institutionalisiert sein kann und in diesem Fall auch so institutionalisiert ist. Feindschaft gegen eine Gruppe, deren Mitglieder man nicht als Einzelne kennt, operiert mit einer Abstraktion. Weil sie nicht ans Konkrete gebunden sein muss, wenngleich sie sich an es binden kann, galt Feindschaft schon Institutionen, Systemen, Denk- und Handlungsweisen. Gegen solche, nicht nur gegen Personen, hat sich folgerichtig auch bereits manche Polemik gerichtet.

Wie sind die Emotionen, die in Polemik virulent werden können, zu denken? Der Ausdruck Polemik ist meist eine abgekürzte Redeweise für: polemische Texte. Kann aber eine Emotion *in* einem Text sein? Emotionen schreibt man Wesen zu, die Bewusstsein haben oder sind: Menschen, Tieren, Gott («der Zorn Gottes»). Gibt es also Emotionen *in* Polemiken, dann scheint damit gemeint zu sein, diese Emotionen, obgleich in Texten gleichsam gespeichert, bezögen sich in Wirklichkeit auf bewusste Wesen, auf Menschen.

An zwei derartige Beziehungen lässt sich zunächst denken. Zum einen könnten Autoren polemischer Texte durch diese ihre Emotionen zum Ausdruck bringen. Zum anderen könnten solche Texte Emotionen in denen auslösen, die sie lesen. Zwischen beiden, den ausgedrückten Emotionen und den ausgelösten Emotionen, ist eine Beziehung möglich; notwendig ist sie nicht. Vielleicht drückt ein Autor in einer polemischen Schrift Verachtung aus; die Emotion, welche die Lektüre auslöst, mag aber Schadenfreude sein. Und die ausgelöste Emotion kann nicht nur anders sein als die ausgedrück-

te. Zuweilen steht starken Emotionen auf der einen Seite keine nennenswerte Gemütsbewegung auf der anderen gegenüber. So kann es sich in beide Richtungen verhalten. Die Galle, die der wütende Tierrechtler polemisch speit, wenn er auf das Thema der von Katzenhaltern verübten Freiheitsberaubung kommt, mag diese unberührt lassen, wenn das offenkundige Wohlbefinden ihrer Lieblinge ihr Gewissen beruhigt. Umgekehrt könnte die mit ruhigem Blut dargelegte Analyse der Verteilung des Besitzes in einer Gesellschaft für Empörung sorgen; empört wären die Leser nicht, weil Empörung in den Statistiken der Darlegung ausgedrückt war, sondern weil sie ihr Elend vergleichen würden mit dem, wie die Analyse zeigt, von wenigen gehorteten Reichtum.

Der Begriff des Ausdrucks setzt voraus, eine äußere Manifestation lasse sich von einer inneren Quelle unterscheiden. Im Fall von Polemik wäre der Text die Manifestation und die Quelle das, was der Polemiker in sich fühlte. Dies soll erklären, weshalb die Emotion im Text manifest wurde: Der Autor drückte es aus. Welche Evidenzen gibt es nun für das, was der Autor in sich fühlte? Wir haben nur die emotionalen Worte des Textes, eben die Manifestation, die unter Rekurs auf die Quelle erklärt werden sollte. Das Verfahren dreht sich im Kreis: Emotionen in einem Text werden auf Emotionen in einem Bewusstsein zurückgeführt, deren Existenz durch nichts bewiesen wird als durch die Emotionen im Text.

Manchmal stößt man auf unabhängige Evidenz. Im Ersten Weltkrieg verfassten eifrige deutsche und französische Geistesarbeiter Polemiken gegen den jeweiligen Erzfeind. Daneben schrieben sie auch Briefe, in denen sie ihre Wut über deutsche Barbarei oder französische Verschlagenheit ausposaunten. Aber solche Äußerungen sind in Wahrheit nicht die gesuchte innere Quelle, sondern bloß zweite, dritte, vierte äußere Manifestationen neben der ersten, dem polemischen Pamphlet. Wir rühren nie an die innere Quelle – denn sobald wir an etwas rühren,

muss es schon äußere Manifestation sein. Die Rolle von Emotionen in Polemiken lässt sich nicht klären, indem man über die Psychologie ihrer Autoren spekuliert. Die Logik des Ausdrucks scheitert.

Entgegen der Idee, Leidenschaften seien innere Zustände von Individuen, erklärte David Hume sie zu in der Gesellschaft zirkulierenden Stoffen: «die Leidenschaften sind so ansteckend, dass sie sich mit größter Leichtigkeit von einer Person zur nächsten verbreiten, und entsprechende Bewegungen in jeder menschlichen Brust erzeugen».¹ Und weiter: «Hass, Groll, Achtung, Liebe, Mut, Freude und Schwermut – all diese Leidenschaften fühle ich eher durch Mitteilung als aus meinem eigenen natürlichen Temperament und Veranlagung.»² Eine eminente Gattung der Kommunikation von Hass ist die Polemik.

Die Rolle von Emotionen in Polemik würde dann vielleicht verstehen, wer herausfände, welche Emotionen tatsächlich unter denen um sich greifen, die Texte dieses Genres lesen. Wiederum freilich stellt sich die Frage: Woher wissen wir das? Für manche polemischen Texte der Kirchenväter gegen Heiden oder Ketzer ist keinerlei emotionale Reaktion von Lesern überliefert. Offenbar bedeutet das aber nicht, dass alle Erkenntnis der Rolle von Emotionen in diesen Texten abgeschnitten wäre. Sie strotzen von emotional geladenem Vokabular, aus dem allherhand Einsicht zu fördern ist. Ihre Erregung, um mit Hume zu sprechen, kommuniziert – jedoch mit einem impliziten Leser. Diese vom Autor antizipierte Figur ist Bestandteil des Textes und ins Auge zu fassen, sofern die Rolle von Emotionen in Polemik erhellt werden soll. Die tatsächlichen Reaktionen von Lesern bleiben unbekannt, falls sie nicht niedergeschrieben werden. Sie niederzuschreiben ist das Geschäft von Kritikern – einer verschwindenden Minderheit unter allen Lesern und, als Leser von Beruf, den typischen Laien unter den Lesern recht unähnlich. Und selbst unter allen Kritikern mögen solche, die ihren Emotionen Luft machen, selten sein gegenüber denen, die objektiv zu sein vorgeben.

Es schadete freilich nichts, würden die Gemütsausbrüche mancher Leser von Polemiken ruchbar, etwa das Wutschnauben eines Kardinals bei der Lektüre von Nietzsches *Antichrist*. Da sich aber Sinnvolles über die Rolle von Emotionen in Polemik auch sagen lässt, wenn nichts derartiges bekannt ist, kann das Auslösen so wenig Kern der Sache sein wie der Ausdruck.

Angreifer und Opfer

In einer der großen Polemiken deutscher Sprache, *Briefe, die neueste Literatur betreffend*, verfasst zwischen 1759 und 1766, spielt Lessing einen Satz der seinerzeit angesehenen *Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste* auf: «Niemand, sagen die Verfasser der Bibliothek, wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Teil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor *Gottsched* zu danken habe. Ich bin dieser Niemand; ich leugne es geradezu. Es wäre zu wünschen, daß sich Herr *Gottsched* niemals mit dem Theater vermengt hätte.»³ «Herrn Professor *Gottsched*», «Herr *Gottsched*»: Indem er die Titel des Respekts ausdrücklich setzt, wo es an Respekt offenkundig mangelt, markiert Lessing dessen Fehlen aufseiten des polemischen Ichs so elegant wie nachdrücklich. Dieses polemische Ich bringt der Autor sowohl hervor als auch in Stellung. Es wird im Fortgang des Textes zum Träger der polemischen Leidenschaften. Indem Lessing das polemische Ich sich genau so zurechtlegt, wie er es in den angeführten Worten tut, geißelt er die Anmaßung der Autoren der *Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste* – als sie verkündeten, was «niemand leugnen wird», wollten sie vorschreiben, was jeder zu glauben habe. Sich selbst als einen Niemand zu bezeichnen, ist gewöhnlich Ausdruck von Demut; Lessing wendet es paradox in ein Abzeichen von Stolz. Dabei bedient er sich der Geschichte, die dem Wort eingeschrieben ist. Odysseus überwand den Polyphem, indem er sich selbst *oudeis* oder *outis*, «Niemand», nannte.⁴ Indem er sein polemisches Ich zum Niemand

formt, bezeichnet Lessing sowohl die zyklopische Macht Johann Christoph Gottscheds in der Sphäre des deutschen Theaters seiner Zeit als auch die Weise, in der überlegener Witz ihn ausstechen könnte – und hier aussticht. Es gelingt Lessing, im Kampf zu stehen und über ihm stehend zu erscheinen.

Polemische Texte sind ein Genre der Literatur unter anderen, und wie in Genres der Literatur sonst kann auch ihr Autor diese oder jene emotionale Haltung einnehmen. Gleich dem allwissenden Erzähler mancher Romane des 19. Jahrhunderts ist die *persona*, von der die Verdikte polemischer Essays ausgehen, ein Artefakt. Seine Stimme hat der Autor zugleich mit dem Text erzeugt und gemäß den rhetorischen Konventionen, die er und das Publikum gleichermaßen kennen, zuweilen auch in kalkulierte Verstoß gegen diese Konventionen, mit Leidenschaften ausgestattet.

Kraft einer *persona* injizieren Schriftsteller der epischen Prosa oder lyrischen Poesie dramatisches Serum. Schließlich sind *personae* die Masken des Theaters der klassischen Antike. Auch Polemik erschließt sich vom Drama her. Wo sie glückt, wirkt etwas vom *make believe* großen Schauspiels: Die Pose der Überlegenheit – Lessing als Odysseus zum Beispiel – wird als wirkliche Überlegenheit genommen. Souveräne Polemik ist der Komödie benachbart. Der Polemiker tritt – in der Gestalt, zu der er sich stilisierte – selbst in seinem imaginären Theater auf und spielt; zugleich lässt er das Ziel seines Angriffs auf der Bühne erscheinen. Es spricht – idealerweise in sorgsam aus ihrem Zusammenhang gelösten und in neue Zusammenhänge gestellten Zitaten. Gerade scheinbar unschuldige Sätze, wie der von Lessing der *Bibliothek der schönen Wissenschaften* entrissene, leisten oft die besten Dienste. Der Polemiker, der sein Metier versteht, will das, wogegen er polemisiert, zur Kenntlichkeit entstellen.

Gilt die Polemik einer abstrakten Ordnung, dann kann der Text nur aufgehen, sofern der Autor diese

zu personifizieren vermag; Pascals Angriff auf den Jesuitenorden, *Les Provinciales* (1656/57), ist das Maß aller Dinge auf diesem Feld. Am gewandten Führen der Stimmen, der eigenen und der seiner Antagonisten, entscheidet sich die Kunst des Polemikers. Was dabei geschieht – und hierin liegt eine Differenz zur großen Komödie –, hält sich fern vom Dialog; der, gegen den polemisiert wird, ist nicht als Unterredner willkommen. Polemische Texte entstehen, wenn der Dialog zusammengebrochen ist. Unter ihrer Oberfläche zieht es sie stets zum Monolog. Das Selbstgespräch des Polemikers findet aber nicht einfach vor Publikum statt. Vielmehr muss er diesen Schiedsrichter bestechen, und da er kein Geld anzubieten hat, sind Emotionen sein Bakschisch. Der Polemiker hat ein leidenschaftliches Wir zwischen sich und seinen Lesern zu schaffen – ein Wir, das die Person oder Gruppe, gegen die das Polemisieren sich richtet, strikt ausschließt.

Das ist keine leichte Aufgabe und darum sind große Polemiken selten – weit seltener als, zum Beispiel, gute Romane. Polemiken gefährdet die Teilung in Angreifer und Opfer. Der Gefahr, als jemand wahrgenommen zu werden, der sich an einem wehrlosen Opfer vergreift, kann der Polemiker nur entgehen, wenn er dem Angegriffenen zu Präsenz in der Polemik verhilft und zugleich gelegentlich Mitleid mit ihm signalisiert. Gerät jedoch die sprachliche Präsenz des Angegriffenen eindrucksvoll, hat der Text als Polemik schon verloren. Auch über das Mitleid, sofern es sich nämlich bei Lesern vertieft, können Polemiker straucheln. Fällt die Polemik gerecht aus, verliert sie ihren Reiz; als flagrant ungerechte aber stößt sie ab. So müssen Polemiker beständig zwischen den konträren Reaktionen von Langeweile und Ekel navigieren, um ihre Leser bei wohltemperierter Schadenfreude zu halten. Was hier als wohltemperiert zu gelten hat, vermag keine allgemeine Theorie zu entscheiden. Es bleibt Sache einer Urteilskraft, die sich nur am Einzelfall bewähren kann. In allgemeiner Weise reden

lässt sich hingegen von der Emotion Schadenfreude, dem Wohlgefallen am Missgeschick anderer, in ihrem Verhältnis zu Polemik.

Schadenfreude und Sarkasmus

Zwei Züge der Schadenfreude liegen schon an ihrer Bezeichnung obenauf: erstens, das Vergnügen für den, der sie hat, und, zweitens, die Unbill des anderen. Drei andere Züge sind weniger offensichtlich. Drittens zunächst findet ein Schadenfreudiger, der andere verdiene sein Pech. Viertens muss dieses als relativ geringfügig wahrgenommen werden. Und fünftens hat derjenige, der sich freut, nicht selber den Schlag versetzt, den der andere erlitten hat; Schadenfreudige sind Zuschauer, nicht Täter.⁵ Die dritte und vierte Bedingung erlauben beträchtlichen Spielraum. Verbreitet herrscht Uneinigkeit darüber, wem was Recht geschieht, sowie darüber, was für Fährnisse als schlimm oder weniger schlimm zu gelten haben. Doch sofern es einem Polemiker gelungen ist, Schöpfer des leidenschaftlichen Wir zu werden, das er für sein Vorhaben braucht, findet er sich mit seinen Lesern auch in Harmonie darüber, wem gerade welches Malheur Recht geschieht.

Die Handvoll Eigentümlichkeiten der Schadenfreude erhellen ihr Verhältnis zur Polemik: Sie erlauben es Lesern, die polemischen Hiebe auf den Gegner zu genießen, ohne vor sich selbst oder anderen als grausam dazustehen. Mag es auch böse – nach einem Wort Schopenhauers selbst «teuflisch»⁶ – scheinen, anderer Menschen Missgeschick zu genießen, so soll es in diesem Fall anders sein; denn, so glauben die Schadenfreudigen: Die widrigen Umstände sind verdient, sie sind relativ geringfügig und überdies von den Lesern nicht zu verantworten.

Die Frage, wer die widrigen Umstände verursacht hat, ist so wichtig wie heikel. Den Schaden, an dem Schadenfreudige sich laben, sollten sie nicht in die Welt gesetzt haben. Ihre weit verbreitete Emotion hat sich jenseits der sehr speziellen Ru-

brik des Sadismus auszubreiten; Polemiker, die auf Ehre halten, werden jedenfalls auf der Unterscheidung bestehen. Die, gegen die sie polemisieren, sind – so ihre Auskunft – Narren, Schurken oder Monster; als solche, durch ihre Fehler, sanken sie selber in den Dreck: und ihn will die Polemik angeblich nur aufzeigen. In dem Maße, in dem Polemikern dieser saubere Beweis gelingt, stimmen sie, durch ihre selbstgeschaffenen *personae*, mit ihren Lesern den Chor der Schadenfreude an. Dieser Singkreis ist nichts anderes als das leidenschaftliche Wir.

Die Leser wissen es freilich besser – und ebenso die Autoren in Momenten unverhohlenen Stolzes. Irgendwann dämmert es den Beteiligten, dass sich Objekte der Polemik so schlecht ausnehmen, weil die polemische Darstellung ist, wie sie ist. Erst der Stil macht diese Objekte zu dem, was sie hier werden – sei die Polemik nun intellektuell, moralisch oder ästhetisch. Polemiker tun nur so, als sei ihr jeweiliger Gegenstand schon so lächerlich, wie sie ihn erst machen wollen. Sie bilden ihr Gegenüber in seine eigentümliche Dummheit, Bösartigkeit oder Hässlichkeit hinein. Indem sie es dem Publikum so zeigen, haben sie nicht bloß sehr genau hingesehen und es durch bloße Worte wiedergegeben, sondern eine Situation kreiert.

Sobald dies sichtbar wird, darf der Autor der Polemik oder seine *persona*, als Verursacher des Malheurs, nicht länger in den Chor der Schadenfreude einstimmen. Er muss ihn ganz der Leserschaft überlassen. Sie darf dessen Ode – auch sie eine an die Freude – anstimmen, weil sie sich selbst lediglich als Ensemble der Zeugen von Zusammenstößen versteht, die unabhängig von ihnen geschahen. Aber geschahen sie unabhängig von ihnen? Gäbe es keine Leser polemischer Texte, dann gäbe es keine polemischen Texte. Da aber diese Einsicht sich immer nur auf eine Allgemeinheit vom Autor vorgestellter Leser bezieht, braucht sich der einzelne Leser, wie er geht und steht, auch so noch nicht für die Schrammen verantwortlich zu fühlen, welche die

Zusammenstöße hinterlassen. Damit Polemik auf die weithin verfügbare Ressource der Schadenfreude zurückgreifen kann, statt auf die bis zur Perversion exklusive Ressource sadistischer Grausamkeit angewiesen zu sein, muss stets die Unschuld der Zuschauer unterstellt werden. Unterstellungen sind freilich keine Tatsachen. Tatsächlich ist es meist alles eher denn klar, wie unschuldig Zuschauer sind.

Kaum solider als um die Unschuld schadenfroher Zuschauer steht es um die relativ geringfügige Beschaffenheit des Schadens, der mit Freude quittiert wird. Der Alltag bietet, so möchte man zunächst meinen, einen guten Leitfaden. Dass jemand Bußgeld wegen überhöhter Geschwindigkeit zu zahlen hat, scheint ein geeigneter Gegenstand von Schadenfreude, nicht dass er bei einem Verkehrsunfall ums Leben kommt. Aber fällt der Tod grundsätzlich aus ihrer Sphäre? Als Stalin starb, muss Chruschtschow, der ihn seit langem gehasst hatte, über das Ereignis erleichtert gewesen sein – so tief erleichtert, dass Freude vielleicht kein unangemessenes Wort dafür gewesen wäre. Wir würden zögern, von Schadenfreude zu reden; aber das liegt daran, dass mit dem Exitus auch das Subjekt, das sich mit seinem Schaden plagt, entfällt.

So mag auch eine Polemik den Kontrahenten vernichten und dennoch als berechtigtes Vergnügen des Lesers gelten, gemäß der dritten, vierten und fünften Bedingung für Schadenfreude, dass nämlich der Gegner seinen Ruin verdiente, dieser Ruin, als ein lediglich in Worten vollzogener, im Grunde bescheiden ausfiel, und der Leser ihn anscheinend nur betrachtete, nicht zuwege brachte. Die vierte Bedingung, das im Grunde doch bescheidene Resultat der Polemik, entspricht freilich kaum dem Selbstbild der Polemiker. Ihre schärfste Waffe ist der Sarkasmus.⁷ Der Ausdruck stammt vom griechischen Wort für Fleisch, *sarx*.⁸ Sarkasmen sollen ins Fleisch schneiden – *sarkazein*. Doch ist es nur imaginäres Fleisch, in das Polemiken schneiden. Wirkliches Fleisch erreichen die Instrumente der

Folter und die Waffen des Terrors – mit denen Intellektuelle auch bereits traktiert wurden und werden –, nicht sarkastische Bemerkungen. Jenseits aller hohen Phrasen, welche die Feder über das Schwert triumphieren lassen, sind es eher milde Störungen, die Polemiken in der Welt zeitigen.

Sarkastisch hat Martha Nussbaum Judith Butler als «The Professor of Parody»⁹ apostrophiert. Die List der Formulierung liegt in ihrer naiven Fassade. Denn ist Butler nicht eine Professorin? Und propagiert sie nicht Parodie? Doch die Kombination der unschuldig beschreibenden Termini erzeugt die gerissene polemische Wendung: Parodie, dies Spiel der Frechheit, sinkt wie Blei zu Boden, sobald sie als akademische Disziplin daherstampft. Von dieser Charakterisierung her schreitet Nussbaum folgerichtig zur Demontage der präntiösen Prosa Butlers. Deren Mühsal zerquetscht allen Witz, auf den Parodie angewiesen wäre. Butler, so lässt sich der Titel von Nussbaums Polemik auch lesen, ist die vollendete Parodie einer Professorin.

Und doch könnte Butlers Gemeinde der Sache eine Wendung geben, die aus der Polemik eine Elogie mache; stolz würden sie ihre Professorin der Parodie und Präzeptorin der Travestie vorzeigen. Jedes Wort ruft das Widerwort herauf, und der Glaube der Polemiker, das letzte Wort über jemanden oder etwas gesagt zu haben, bleibt schütter. Das Sprichwort behauptet: Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Aber es gibt kein letztes Lachen. Das vermeintlich letzte wird gefolgt vom nächsten Lachen. Alles Lachen ist vorläufig. Allein schon um dieses großzügigen Trostes willen mag es die Sache wert sein, sich ab und an der Schadenfreude zu überlassen.¹⁰

- 1 David Hume: A Treatise of Human Nature [1738–40], hg. v. Lewis Amherst Selby-Bigge und Peter Harold Nidditch, Oxford 1978, S. 605. (Übers. vom Verf.)
- 2 Ebd., S. 317. (Übers. vom Verf.) Hume mag von La Rochefoucauld angeregt sein. Vgl. James A. Harris: Hume: An Intellectual Biography (Cambridge – New York, NY 2015), S. 80.
- 3 Gotthold Ephraim Lessing: Briefe, die neueste Literatur betreffend [1759–66], hg. v. Wolfgang Bender, Stuttgart 1972, ‚Siebzehnter Brief‘, S. 48–53, S. 48.
- 4 Homer: Odyssee, Buch 9, Vers 410.
- 5 Vgl. Aaron Ben-Ze’ev: The Comparative Personal Concern in Schadenfreude: Understanding Pleasure at the Misfortune of Others, hg. von Wilco W. van Dijk und Jaap W. Ouwerkerk, Cambridge 2014, S. 77–90.
- 6 Arthur Schopenhauer: Parerga und Paralipomena [1851], Bd. 2, § 115, hg. von Julius Frauenstädt, 2. Aufl., Berlin 1862, S. 231.
- 7 Quintilian: Institutio oratoria – La formazione dell’oratore [95 n. Chr.], hg. und übers. v. Cesare Marco Calcante, Mailand 1972, VIII.6.54–58, Bd. 2, S. 1400–1403.
- 8 Julius Caesar Scaliger: Poetices libri septem, Genf 1561, Buch III, Kap. lxxxvi, S. 141.
- 9 Martha Nussbaum: The Professor of Parody, in: The New Republic, 22. Februar 1999, S. 37–45.
- 10 Ich danke Aaron Ben-Ze’ev für Kritik an früheren Fassungen dieses Essays.

SANDRA RICHTER

Öffentliche Urteilskräfte und ihr Literaturarchiv

Neue Töne

Urteilskraft – so hieß das Zauberwort der Aufklärung. Wer über Urteilskraft verfügte, konnte als mündiger Bürger unter Bürgern gelten. Aus solchen Bürgern entstand die Öffentlichkeit: die Wiege von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Diese Öffentlichkeit galt als moralischer Höhepunkt der Zivilisation, als Geburtsstätte der modernen Demokratie, als Polis des 18. Jahrhunderts. Die aufgeklärte Öffentlichkeit beruhte auf der Urteilskraft im Singular – auf der einen unteilbaren Urteilskraft. Vernunft war ihre Quelle. Das beste Argument ihr Weg, der weiße christliche Mann ihr Akteur. Durch Erziehung oder Bildung sollten Fürsten wie Bauern Philosophen werden.

Ohne die Leistungen der Aufklärung wären wir heute nicht, wo wir sind. Doch ihre großen Versprechen wurden vielfach und mit guten Gründen als patriarchal, eurozentrisch, ahistorisch und weltfremd kritisiert. Der Aufklärung gebracht es an Aufklärung. Mit dieser Einsicht gingen und gehen sozialpolitische Prozesse einher: Immer mehr Personengruppen – zunächst die Bürger, die Arbeiter, dann die Frauen und viele andere mehr – beanspruchten Anerkennung. In der Folge haben sich die Öffentlichkeit und ihre Urteilskraft vervielfältigt – mit politisch wünschbaren Effekten.

Heute ermöglicht die Vielzahl der Stimmen zwar die Teilhabe am öffentlichen Hören- und Gehört-Werden, aber sie garantiert oftmals kein vernünftiges Ergebnis mehr. In gegenwärtigen Öffentlichkeiten regieren viele, darunter nicht wenige halbstarke Urteilskräfte. Sie äußern sich laut und mit polemischer Schärfe in den neuen Medien. Mit ihrer Beschränkung auf wenige Zeichen, ihrer Beschleunigung und Kommerzialisierung von Debatten laden sie zur plakativen Äußerung ein.

Die Urteilskraft wird damit vielfach zur Ware, also zur bloßen Meinung verkürzt. Ihr Warencharakter schmilzt die Substanz der Urteilskraft ab: das ausgewogene und unparteiliche Abwägen von Argumenten, Gründen, Sichtweisen, Gefühls-

gen, Unausgesprochenem und allzumenschlichen Menscheleien. Diese umfassende Einsicht machte die Urteilskraft einstmals überhaupt erst zur Grundlage der Aufklärung. Wie lassen sich die Tugenden der Urteilskraft wiederbeleben?

Der Blick zurück ins 18. Jahrhundert erweist sich als lehrreich. Unser aufklärerischer Gründungsmythos war zu einfach und einlinig erzählt. Vielmehr kannte schon die Aufklärung ihre eigene dialektische Selbstaufklärung. Der erste prominente Denker der Urteilskraft gibt darüber Auskunft: der französische Protestant Pierre Bayle. Im Jahr 1697 veröffentlichte er sein *Historisches und kritisches Wörterbuch*. Es sollte schon deshalb Epoche machen, weil es kein Wörterbuch im Sinne eines reinen Nachschlagewerkes war.

Bayle stellt historische Personen wie den Religionsstifter Mohammed und die griechische Hetäre Laïs vor. Der Blick in Bayles Artikel überrascht, denn der Haupttext dieser Artikel umfasst oft nur wenige Sätze. Dafür finden sich auf jeder Seite unzählige Fußnoten. In diesen Fußnoten vollzieht sich der aufklärerische Schreibakt: Bayle stellt unterschiedliche Einschätzungen vor und diskutiert sie mit Verve.

Mohammed beispielsweise gilt ihm zwar als «falscher Prophet», aber die Lügen, die über ihn in Umlauf sind, erregen Bayle so sehr, dass er über fünfzig Gelehrte zitiert, um die Äußerungen über Mohammed als Unwahrheiten zu entlarven. Bayle klagt über die Gewaltsamkeit, mit der Mohammed seine Religion etablierte, ebenso wie über seine rigide Gesetzgebung, die vor allem die Frauen betreffen. Zugleich spürt er der Behauptung nach, dass Mohammed eine Toleranzschrift für den Umgang mit anderen Religionen verfasst habe.

Durch genaue Exegese der Quellen erörtert Bayle, wie viele Liebhaber die kluge und schöne Laïs hatte und welcher Gelehrte wen genau nannte. Außerdem gibt Diogenes, der Philosoph, der angeblich wie ein Hund in einer Tonne lebte, ein un-

gelöstes Rätsel auf: Ausgerechnet er, der Kyniker, betete die besagte Dame ganz unzynisch an, und Bayle hätte wohl zu gern gewusst, ob dies nur deshalb geschah, weil sie sich ihm angeblich ohne Entlohnung hingab.

Der Leser möge über Fälle wie diese urteilen, so Bayles Forderung, und zwar unparteiisch. Bayle meinte mit dem Leser übrigens auch Frauen. Und oft waren sie es, die Bayles Wörterbuch in andere Sprachen übersetzten und zu dem machten, was es war: ein scharfsinniges und gewitztes Gründungsdokument der Aufklärung.

So handelt es sich beispielsweise bei der deutschen Fassung aus den Jahren 1741 bis 1744 weniger um eine Leistung des damaligen Literaturpapstes Johann Christoph Gottsched, der auf dem Titel als Herausgeber vermerkt ist. Vielmehr hatte seine Frau, die Autorin Luise Adelgunde Victorie Kulumus, mehr als die Hälfte der Bayle-Artikel übertragen.

Bayles Werk kann als Archiv zwischen Buchdeckeln gelten, vielstimmig und mitunter radikal. Bayle kritisierte vermeintlich eindeutige Wahrheiten der Geschichte und der zeitgenössischen Gegenwart. Seine Leserinnen und Leser sollten zu diskussionsfreudigen Skeptikern werden – durch Quellenkritik. Urteilen gilt hier nicht mehr wie zuvor als Angelegenheit der Herren auf dem Katheder, sondern als Anforderung an das Publikum bei Hofe, in der Stadt und auf dem Land. Urteilen erscheint als neues Kommunikations- und Lebensideal. Aufklärung und Selbstaufklärung waren Teil eines gemeinsamen Prozesses der Reflexion.

Dieses frühe Bewusstsein für die vielen Urteilskräfte speist sich aus einer Debatte französischen Ursprungs: derjenigen über die Frage, was «guter Geschmack» sei. «Guter Geschmack» gehörte zu den Eigenschaften, durch die sich der Adel und die wohlgezogene Bürgerlichkeit gegen untere Schichten abgrenzten. «Guter Geschmack» bezeichnete vieles: das Tragen standesgemäßer Kleidung ebenso wie die Gabe, angeregt über das Schöne, etwa

eine Tragödie von Pierre Corneille zu plaudern. Der Geschmack verriet – wie es der spanische Jesuit Baltasar Gracián in seinem «Handorakel» zeigte – Herkunft, Schwächen und Absichten eines Menschen. Bezeichnenderweise empfahl «der deutsche Bayle», der Jurist und Philosoph Christian Thomasius, Graciáns Schrift im Jahr 1687 als französische Geschmackslehre. Ihr sollten die tumben Teutonen künftig nacheifern.

Bayles Wörterbuch leistete vor diesem Hintergrund vieles: Es erzählte salonfähige Geschichten und vermittelte, wie man mit Esprit debattieren konnte. So betrachtet erscheint sein intellektuelles Archiv als besonders umfangreiche Klugheitslehre wie als galante Konversationsübung.

Aber der «gute Geschmack» hat seine Tücken. Und diese liegen im Subjekt. Denn Empfindungen des Angenehmen oder Schönen sind unzuverlässig, abhängig vom Betrachter, Hörer und Leser. Als man sich beispielsweise um die Jahrhundertmitte über den ästhetischen Wert der französischen Klassik stritt, setzte sich Gottsched für sie ein: Gottsched erfreuten ihre Ideale, die Wohlanständigkeit und Wahrscheinlichkeit des Dargestellten. Gotthold Ephraim Lessing hingegen wettete über die Banalisierung der Dramenlehren des Aristoteles, wie er sie vor allem Corneille vorwarf.

Rationalisten wie der Mathematiker und Diplomat Jean Pierre de Crousaz sowie die Philosophen Alexander Gottlieb Baumgarten und Georg Friedrich Meier suchten ästhetische Urteile vernünftig zu begründen. Wer sich am Schönen erfreute, der konnte aus ihrer Sicht auf «untere Vernunftvermögen» vertrauen. Sie funktionierten ebenso wie die oberen – die Vernunft und der Verstand. Skeptiker wie Bayle hingegen sahen ihre Position durch das unzuverlässige Schöne gerechtfertigt. Auch David Hume gefällt jedem Menschen etwas aufgrund seiner Erfahrungen und Vorlieben, und diese sind jeweils verschieden. Ästhetische Urteile lassen sich aus seiner Sicht nicht als richtig oder falsch, sondern nur als relativ erweisen.

Im Ausgang des 18. Jahrhunderts versuchte Immanuel Kant, den Knoten Urteilskraft zu lösen. Urteile über das bloß Angenehme erscheinen Kant als subjektiv. Jeder empfinde anderes als angenehm. Der eine bevorzugt schweren Rotwein, der andere spritzigen Riesling. Urteile über das Schöne hingegen dürfen Allgemeingültigkeit beanspruchen und sind mit Kant nicht subjektiv. Denn das Schöne – Blumen oder ein Gemälde – gefalle «ohne Begriff allgemein». Der Grund dafür liegt im «freien Spiel» der Urteilskräfte.

Der Spielbegriff führt ins Zentrum der Probleme, die das Schöne verursachte. Wie viele deutete unser lokaler Held Friedrich Schiller den philosophischen Urvater um. Der Mensch sei nur dort ganz Mensch, wo er spielen, sich interesselos hingeben könne, meint Schiller infolge seiner Kant-Lektüre.

So rechtfertigt Schiller zum einen die Auffassung von der Autonomie der Kunst, einer Kunst, die sich eigengesetzlich und ohne Rücksicht auf Verwendungszwecke entfalten soll. Zum anderen folgert Schiller, dass der Mensch sich nur unter bestimmten Umständen und in kleinen verschworenen Zirkeln öffnen könne. Ihre Mitglieder zeichnen sich nicht durch Geburt und Stand, sondern durch Liebe aus. Sie versöhnen «Sinne und Geist», Auge und Ohr, verhelfen Vernunft und Schönheit gleichermaßen zu ihrem Recht. Schon für die Natur ist Schönheit ein Lebenselixier: Welcher Vogel bräuchte für den bloßen körperlichen Selbsterhalt ein buntes Federkleid, welcher Baum seine vielen Triebe? Der «reine Schein» aber, der Schiller idealisch vorschwebt, vermag noch mehr: Er bildet ein eigenes Reich aus, einen «ästhetischen Staat». Hier herrscht Freiheit, und eine alles harmonisierende Schönheit führt das Zepter. Den Menschen erteilt sie «einen geselligen Charakter». «Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergißt seiner Schranken, so lang es ihren Zauber erfährt.» Schillers ästhetische Vision erscheint so verträumt wie faszinierend.

Das Schöne gilt Schiller als Probierstein und

Schule der Urteilskraft. Vor allem aber erweist es sich als Band zwischen den Menschen, das unterschiedliche Temperamente, Lager und Fraktionen verbindet. Im Literaturarchiv werden das Schöne in seinen klassischen wie modernen Formen und seine Urteilskraft kultiviert. Ein solches Archiv ist keine beliebige Informationsinfrastruktur und auch nicht einfach nur ein Dienstleister für seine Nutzer. Vielmehr urteilt ein Literaturarchiv selbst: Es archivierte, was es für bewahrenswert hält, kassiert, was nach Prüfung nicht dazugehört, erschließt, was zugänglich gemacht werden soll, und lehnt ab, was für dieses spezifische Archiv ungeeignet scheint. Auf diese Weise steht ein Literaturarchiv in direktem Kontakt mit der Ewigkeit. Es fällt ein folgenreiches Urteil über einen Autor und seinen Vor- oder Nachlass – aber eben nur ein Urteil.

Konkurrierende Auffassungen gehören dazu. Deshalb handelt es sich etwa beim Deutschen Literaturarchiv Marbach um eine sich selbst notwendigerweise stetig reflektierende Einrichtung: um ein öffentliches Forschungsarchiv, das aus Abstimmungsprozessen heraus handelt und zwar kooperativ mit ähnlichen Institutionen, mit Literaturvermittlern wie Publizisten und Literaturhäusern, Wissenschaftlern und dem Publikum.

Die Urteilskräfte, die dabei am Werk sind, orientieren sich an Kriterien von ästhetischer Eigenheit und geistesgeschichtlicher Bedeutung sowie an Verblüffungsmomenten, die von einem Buch, einem Essay oder einer Polemik ausgehen. Nach Marbach gelangt, was sich durchgesetzt hat oder zu Unrecht vernachlässigt wurde, begleitet von der Hoffnung auf unbekanntes Strandgut, der Neugier auf den Zufallsfund.

Archivarische Urteilskräfte wie diese sind an der Quellenkritik à la Bayle geschult. In den reizarmen Kellerräumen des DLA wird ätzende Polemik in säurefreie dunkelgrüne Kästen verstaut. Hier liegen Autoren nebeneinander, die sich im wirklichen Leben nichts zu sagen gehabt hätten: Martin Heidegger neben Hermann Hesse. Das Archiv egalisiert:

Jeder Nachlass wird hier mit gleicher Sorgfalt behandelt. Streit hebt das Archiv durch Arbeit am Material auf. Zugleich ermöglicht es seine Wiederauflage für die Zeitgenossen, die sich an Ähnlichem reiben wie ihre intellektuellen Ahnen.

Ins Archiv gehen bedeutet – den handwerklichen Umgang mit Kulturgut schulen, sich durch die Auseinandersetzung mit schwierigen Handschriften wie etwa denjenigen Hölderlins in Geduld üben, im Vergleich von publizierten und nicht-publizierten, laut und leise gelesenen Werken Unterschiede entdecken. Lauscht man etwa der Aufnahme von «Manche freilich müssen drunten sterben» aus dem Munde des Autors Hugo von Hofmannsthal, dann klingt sein Gedicht wie ein Lied von Galeerensklaven. Aus der Textversion lässt sich dies nicht ohne weiteres heraushören. Das Archiv – das DLA mit seinen 1400 Vor- und Nachlässen, seinen 34 Verlagsarchiven, seinem über 100-jährigen Tonarchiv der Literatur und seinen über 450 000 Bildern und Objekten – schult nicht nur das Lesen, sondern auch das Hören und Sehen.

Um diese sinnliche Fülle wahrnehmen zu können, bedarf es nicht nur der Quellenkritik, sondern auch der schillerschen, spielerischen Offenheit. Erst die Begeisterung für die Bestände, die Begeisterung für den so reizvollen, oft sperrigen und widerborstigen Gegenstand Literatur machen ein Literaturarchiv zu einem solchen. Und diese Begeisterung gebiert Fragen und Forschung.

«Bestandsbezogene Forschung» hat die Wissenschaftspolitik diesen Vorgang getauft und mit dem Forschungsverbund Marbach Weimar Wolfenbüttel ein wichtiges Experiment begonnen. «Bestandsbezug» aber ist ein so nüchterner wie schillernder Begriff. Die Sammlungen des DLA regen Fragen an, geben sie jedoch nicht vor. Was in unseren Kellern liegt, lässt sich selten als eine vollständige und durchkomponierte Sammlung beschreiben. Epistemologisch ist wohl jede Sammlung unterbestimmt.

Fragen und Forschungen im Archiv sind dem Bestand gewidmet und umspielen ihn zugleich. Das

Archiv des Cotta-Verlags beispielsweise erweist sich erst einmal als unübersichtliche Summe von Briefwechseln, Manuskripten und Druckwerken. Sein Material strahlt durch bestandstranszendierende Fragen nach der persona von Autor und Verlegermäzen oder nach den transatlantischen, ja globalen Literaturbeziehungen, die der wirkungsmächtige Verlag einging. Solches Material legt es umgekehrt nahe, in der Forschung den Kurs zu wechseln: Nicht erst heute haben wir es mit internationalen Literaturmärkten zu tun; das Cotta-Archiv zeigt, dass Vernetzungen wie diese Literatur frühzeitig zu einem weithin bekannten Kulturgut machten.

Heute können solche Vernetzungen auch im digitalen Raum stattfinden. Wenn wir Texte online verfügbar und vielleicht sogar im Volltext durchsuchbar machen, dann können auch Studierende in China und Afrika mitlesen. Wir sollten digitale Plattformen für Nachlässe wie diejenigen Franz Kafkas, Else Lasker-Schülers oder Stefan Zweigs aufbauen, die in unterschiedlichen Archiven liegen, um sie zumindest virtuell an einem Ort zugänglich zu machen. Wir müssen uns dem widmen, was in die Gegenwart hineinwachsende Archive zunehmend beschäftigt: dem Umgang mit Born-digitals, solcher Literatur, die meist kein Manuskript mehr kennt, sondern direkt auf dem Computer geschrieben wurde, also ein digitales Original ist.

Wenn ein Literaturarchiv wie das DLA seiner Öffentlichkeit etwas mitteilen kann und will, dann ist es seine «heilignüchterne» Begeisterung, die aus Bestandskenntnis und fragender, forschender Neugier erwächst. Diese Begeisterung kann ebenso ernst wie witzig oder ironisch gebrochen sein und kennt eine große Bandbreite von Wahrnehmungs- und Zugangsweisen: das Staunen, Lachen, Weinen über einen Text ebenso wie die Spekulation, den scharfen analytischen Blick, die empirische Studie oder das Experiment.

Denn das Archiv bietet nicht nur Manuskripte

und Briefe, sondern verzeichnet in seinen Büchern auch Lesespuren und handschriftliche Glossen. Realexistierende Leser, über die wir im Zeitalter des vielzitierten «Leseschwunds» gerne mehr wüssten, dokumentieren sich hier selbst. Mit Partnern wie dem Leibniz-Institut für Wissensmedien und Kollegen der Universität Tübingen, dem Max Planck-Institut für Empirische Ästhetik und dem Goethe-Haus Frankfurt gründet das DLA ein «Netzwerk literarische Erfahrung». Gemeinsam wollen wir das Leseverhalten unserer Besucher, ihre Herkunft und ihre Vorlieben erforschen.

Die Begeisterung aus dem Archiv hilft dabei auf ihre eigene Weise. Denn manchmal erlaubt sie etwas ganz Besonderes – den Genuss, den Schiller arbeitsethisch als Folge und Bedingung von Tätigkeit beschreibt, die Muße, ohne die man nicht auf andere Gedanken kommt, und den Mut zu geistreichem Unsinn, aus dem mitunter erst Sinn entsteht.

Das Archiv war stets ein Brennglas der Vergleichzeitung. Hier wird Vergangenheit gegenwärtig, und die Gegenwart historisiert sich: Autoren geben ihre Nachlässe nicht deshalb ins Archiv, weil sie hier ihre letzte Ruhe finden wollen. Vielmehr hoffen sie auf das, was einst anschaulich Nachleben hieß und heute kühl Aktualisierung getauft wird. In den Museen des Archivs finden sich die kombinatorischen Zeichenspiele Wilhelm Waiblingers schon deshalb neben Hans Magnus Enzensbergers Poesieautomaten.

Was aus der Zukunft der Literatur in das Brennglas des Archivs strahlen wird, können wir heute nur schemenhaft errahnen. Aber einiges lässt sich

mit ahistorischer Sicherheit errahnen: Heute hätte Christoph Martin Wieland seinen *Agathon* möglicherweise als Blog-Tagebuch verfasst, um seinen Helden mit liebevoller Ironie am Versuch der Selbstbildung scheitern zu lassen. Schillers *Räuber* wären vielleicht ein Computerspiel geworden, ein Adventure-Game. Und aus Goethes Twitter-Meldungen über seine *Italienische Reise* klänge der enthusiastische Ausruf: «Nach Tisch ohne Begleiter auf das Kapitol, oder besser: gleich ins Archiv. Wie wahr, wie seiend!»

Der Begriff Archiv kommt bekanntlich von arché, griechisch: Anfang oder Ursprung. Hier ist der Ort, wo sich Schillers «ganzer Menschen» immer wieder neu bilden kann. Literaturarchive sind nicht bloß Luxustempel, die man sich auch leistet. Sie bewahren, vermitteln und befragen die Erzählungen, Dramen und Verse, die Argumente und Denkformen, die Werte und Werturteilsstreitigkeiten, die unser Wahrnehmen und Entscheiden geprägt haben. In einer Zeit, die durch die Flüchtigkeit ihrer digitalen Aufschreibesysteme gekennzeichnet ist, versorgen sie unser kulturelles Gedächtnis mit Texten, Tönen und Bildern. Aus einem solchen tätigen und reflexiven Gedächtnis erst entstehen die geistigen Grundlagen unserer Zivilisation: die Urteilskräfte, derer wir und künftige Generationen dringend bedürfen.

* Der Beitrag dokumentiert die Antrittsrede, mit der Sandra Richter am 14. Februar 2019 als neue Direktorin des Deutschen Literaturarchivs Marbach eingeführt wurde.

Die Autorinnen und Autoren

DANIEL BERNDT

geb. 1982, ist wissenschaftlicher Assistent am Kunsthistorischen Institut der Universität Zürich. 2018 ist erschienen *Wiederholung als Widerstand? Zur künstlerischen (Re-)Kontextualisierung historischer Fotografien in Auseinandersetzung mit der Geschichte Palästinas*.

WARREN BRECKMAN

geb. 1963, ist Professor für moderne europäische Ideengeschichte an der University of Pennsylvania. 2013 ist erschienen *Adventures of the Symbolic: Postmarxism and Radical Democracy*.

STEFAN BREUER

geb. 1948, ist Professor Emeritus für Soziologie an der Universität Hamburg. 2010 ist erschienen *Die radikale Rechte in Deutschland 1871–1945: Eine politische Ideengeschichte*.

JAN BÜRGER

geb. 1968, ist Leiter des Siegfried Unseld Archivs des Deutschen Literaturarchivs Marbach. 2017 erschien eine Neuauflage von *Der gestrandete Wal. Das maßlose Leben des Hans Henny Jahnn*.

MICHAEL X. DELLI CARPINI

ist Professor für Medienwissenschaft an der Annenberg School for Communication der University of Pennsylvania. 2018 ist erschienen *After Broadcast News. Media Regimes, Democracy, and the New Information Environment* (zus. mit Bruce Williams).

ANDREAS DORSCHEL

geb. 1962, ist Professor für Musikästhetik an der Kunstuniversität Graz. 2010 ist erschienen *Ideengeschichte*.

ANDREAS ECKERT

geb. 1964, ist Professor für die Geschichte Afrikas an der Humboldt Universität zu Berlin und Direktor des Käte Hamburger Kollegs «Arbeit und Lebenslauf in globalhistorischer Perspektive». 2016 ist erschienen *Global Histories of Work*.

PETRA GEHRING

geb. 1961, ist Professorin für Philosophie an der Technischen Universität Darmstadt. 2019 ist erschienen *Über die Körperkraft von Sprache. Studien zum Sprechakt*.

FLORIAN MEINEL

geb. 1981, ist Professor für Öffentliches Recht und Rechtsphilosophie an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg. 2019 ist erschienen *Vertrauensfrage. Zur Krise des heutigen Parlamentarismus*.

ULRICH RAULFF

geb. 1950, ist Gründungsherausgeber der ZIG und Präsident des Instituts für Auslandsbeziehungen (ifa). 2015 ist erschienen *Das letzte Jahrhundert der Pferde. Geschichte einer Trennung*.

SANDRA RICHTER

geb. 1973, ist Direktorin des Deutschen Literaturarchivs Marbach und Professorin für Neuere deutsche Literatur an der Universität Stuttgart. 2017 ist erschienen *Eine Weltgeschichte der deutschsprachigen Literatur*.

HOLE RÖSSLER

geb. 1975, ist stellvertretender Leiter der Abteilung Forschungsplanung und Forschungsprojekte an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. 2018 ist erschienen *Bildnispolitik der Autorschaft. Visuelle Inszenierungen von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart* (Hg. u.a.).

DANILO SCHOLZ

geb. 1984, studierte Ideengeschichte und Philosophie in Cambridge und an der École normale supérieure. Er wurde promoviert in Paris mit einer Arbeit zu *L'État en débat dans la pensée française (1947–1991): sa rationalité, son origine, son espace*. Im März 2019 erhielt er den Heinrich-Mann-Preis. Derzeit ist er Max Weber Postdoctoral Fellow am European University Institute in Florenz, wo er an einer intellektuellen Biographie Alexandre Kojèves arbeitet.

JULIANE VOGEL

geb. 1959, ist Professorin für Neuere Deutsche Literatur und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz. Derzeit ist sie Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin. 2017 ist erschienen *Aus dem Grund: Auftrittsprotokolle zwischen Racine und Nietzsche*.